Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Licht und Kraft

Lehr- und Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann.

Von **Th. Schwartze.**

10.—13., neu bearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 546 Abbildungen. Elegant gebunden 8 Mark.

Der Verfasser setzt die Ergebnisse der Forschung und des Erfindergeistes auf dem Gebiete der Elektrizität und besonders der Elektrotechnik kurz und bündig, aber doch in so prägnanter Klarheit auseinander, daß auch der Laie einen leichtverständlichen Überblick über diesen Wissenszweig gewinnen kann. (Frankfurter Zeitung.)

* * * Zu haben in allen Buchhandlungen * * *

Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolg sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernd **Wirkungskraft.** Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten wende man** sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und de **Wissens"** in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Rachen-Katarrh, Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Solche

Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W, 127,** Winterfeldtstraße 34.

Flechtenkranke

aller Art wenden sich schriftlich oder mündlich an mich. Erteile gern jedem Rat und Hilfe, um von dem schrecklichen Übel befreit zu werden. Habe selbst 10 lange Jahre an der Flechte gelitten.

Wilh. Kremer, Essen-Ruhr C. N. 116,
Rüttensch. Straße 201.

2000 Witze

Nirgendwo in der ganzen Welt gibt's so viel zu lachen für so wenig Geld. Gegen 70 Pf. in Briefmarken (Nachn. 90 Pf.). Dazu 1 Spiel Boskos Zauberkarten, 1 Buch: Der Kartenkünstler u. hochint. Beilag. **gratis.**

Otto Helemann, Köln 348, Postf. 161.

Über 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke „Hoffera") färbt **graues** oder **rotes Haar echt blond, braun** od. **schwarz.** Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Deutsches Erzeugnis

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Enthält 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen. Preis M. 1.60.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Hoher Adel“ von A. Noël. (S. 14)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Elfter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ⁘ Berlin ⁘ Leipzig

Digitized by Google

Amerikan. Copyright 1915 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Hoher Adel
Eine wirklich wahre Geschichte. Von A. Noël. Mit Bildern von J. Mukarovsky 5

Weiße Nächte
Roman von Hans Becker (Fortsetzung und Schluß) 26

Und nähme ich Flügel der Morgenröte –
Kriminalroman von Theodor Kabelitz 51

Die Elektrizität im Kriege hinter der Front
Von Ing. Mayer. Mit 11 Bildern 84

Die Flucht nach der Heimat
Erzählung aus vergangenen Zeiten von Fritz Sänger 102

Aus Deutsch-Südwestafrika
Von Alex. Cormans. Mit 15 Bildern 148

Der Rächer
Novellette von Heinrich Tiaden 169

Der Weltkrieg. Neuntes Kapitel
Mit 12 Bildern 186

Mannigfaltiges:
Der Kriegspaß 207
Ein deutsches Kriegerdenkmal. Mit Bild . . . 210
Russische Gerechtigkeit 212
Die zweite Gemüseernte im Hausgarten 213
Eine Hölle 216
Schauspielerhumor 218
Der Krieg und der Koran 219

Digitized by Google

Seite

Ein „kriegerisches“ Pfingstfest 223
Die letzte Ehre. Mit Bild 224
Die angemessene Bestrafung 224
Ursprung des österreichischen Doppeladlers . . 227
Merkwürdiger Selbstmord 228
Ein englischer Stützpunkt. Mit Bild 229
Zu viel verlangt 229
Gedenket der durstenden Vögel! 232
Deutsche und Franzosen in Albions Augen . . . 234
Weshalb Bismarck fast immer Uniform trug . . 236
Heilwirkung seelischer Einflüsse in der häuslichen Krankenpflege 236
Eintragung eines französischen Kriegsgefangenen 238
Heiratsbegünstigungen nach Kriegen 238
Meinetwegen sollen's stürmen! 240

Digitized by Google

Hoher Adel

Eine wirklich wahre Geschichte. Von A. Noël

Mit Bildern von J. Mukarovsky (Nachdruck verboten)

Die gräfliche Familie van der Skelde war zu einer Art von Familienrat versammelt, aber nicht etwa in einem prunkenden Staatssaal, sondern in einem nach dem Hof gehenden kleinen Speisezimmerchen, und die kleine Gräfin-Mutter mußte erst das Fenster aufmachen, um die erfrischende Herbstluft herein- und den weniger erfrischenden Sauerkrautgeruch hinauszulassen.

Die neunzackige Familie gehörte im allgemeinen nicht zu den schönsten. Adrian Graf van der Skelde, das jugendliche Haupt der Familie, glich mit seinem dichten, emporgesträubten Kraushaar einem Igel, zwar einem nicht unleidlichen und unliebenswürdigen, aber die Ähnlichkeit war nicht zu leugnen; die Gräfin-Mutter hatte ein bekümmertes Spitzmausgesicht, und ihre beiden älteren Töchter Henrika und Ginevra hatten das Aussehen von sehr echten Möpsen. Nur das fünfte Mitglied der Familie, das, um dessen Zukunft es sich bei dem Familienrat eben handelte, stach auffällig von den anderen ab, wie das vierblätterige Kleeblatt, das sich über sein Äußeres selbst keiner Täuschung hingab, recht gut wußte.

Es war wirklich merkwürdig, neben diesen vieren just dieses Gebilde von Anmut, Schlankheit, Vornehmheit und Zartheit zu erblicken, die das jüngste Töchterlein vorstellte. Sie sah wie ein Dichtertraum aus, die Komtesse Undine van der Skelde, genannt Nini, eine Blüte aus irgend einem fernen Paradiesgarten, hineingeschneit in die Menagerie, wie Graf Adrian die Familie mit Selbstverspottung zu nennen pflegte.

Von jeher hatten ihre Bekannten die Gräfin bei

Digitized by Google

Ninis Anblick erstaunt gefragt: „Wo haben Sie denn die gestohlen?“ und es war gar nicht anders zu erklären, als daß sich eine Ahnin aus glücklicheren und schöneren Zeiten so unwiderstehlich nach einem neuen Erdenwandel gesehnt hatte, daß sie es schließlich durchsetzte, in der Person der schlanken Nini mit dem irisierenden Seidenhaar und mit den Veilchenaugen wiedergeboren zu werden.

Sie waren auch so stolz, die van der Skeldes, auf diese Nini, aber zufrieden waren sie heute nicht mit ihr, und alles in allem schien der Familienrat eine unangenehme Wendung zu nehmen.

„Alsdann, ich kann es nicht begreifen, daß man sich da lange besinnt,“ sagte Henrika, der ältere Mops, vorwurfsvoll. „Ich tät' ihn gleich nehmen.“

„Ich auch,“ schloß sich Ginevra an.

„Und uns allen wäre geholfen,“ setzte die Gräfin-Mutter hinzu.

„Ich will aber keine Seifensiederin werden,“ wehrte sich Nini verzweiflungsvoll. „Ich will den ungeschlachten, dicken Plebejer nicht, den Preisboxer, den Walfisch, den Elefanten! Auf einer Mastviehausstellung könnt' er prämiiert werden, so ausgefressen schaut er aus!“

„Aber was macht denn das?“ fragten die Schwestern. „Verhungert aussehen, ist grad auch nicht schön!“ versicherten sie bedeutungsvoll.

„Er ist doch gar nicht fett,“ wandte Graf Adrian ein, „bloß stark gebaut. Das ist ein großer Unterschied. Ich möcht' gleich mit ihm tauschen.“

„Jung, strotzend von Kraft und Gesundheit,“ rühmte die alte Gräfin, „munter wie —“

„Johann, der muntere Seifensieder!“ spöttelte Nini.

Digitized by Google

„Kein Seifensieder — ein Seifenkönig," verbesserte Henrika.

„Ist das nicht auch hoher Adel?" fragte Ginevra.

„Abgeschmackt genug, sich den Seifenkönig zu nennen. Schöne regierende Häupter, diese Eisenbahnkönige, Holzkönige, Zuckerkönige und so weiter! Aber der Seifenkönig, das ist schon das höchste!"

„Die Bezeichnung stammt doch nicht von ihm, sondern rührt noch vom Großvater her."

„Nichts hat er mehr mit der Seife zu schaffen. Hauptaktionär einer großen Aktiengesellschaft ist er, millionenreich. Diamanten und Perlen kannst du haben, soviel du willst!"

„Und Frau Spinagl heißen," wehrte sich Nini mit einem trockenen Schluchzen gegen das Zureden der Schwestern.

„Bei uns in Österreich," sagte die Gräfin-Mutter, „wird doch jeder noch Gräfin zu dir sagen."

„Gräfin Spinagl!" zischte Nini erbost. „Das hat Stil!"

„Und wenn?" fragte Henrika ungerührt. „Dann wärst du doch erst die richtige Gräfin. Was hat man von den ritterbürtigen Ahnen bei Sauerkraut und Gselchtem? Du mit deinem feinen Geschmack!"

„Ich werde mich nicht verkaufen, auch nicht um Millionen," beharrte Nini, ihr Köpfchen stolz emporreckend. „Heiraten ohne Liebe — niemals!"

„Na, so lieb ihn halt!" riet Ginevra. „Was geht ihm denn ab? Wenn du noch einen Alten nehmen solltest mit einem Kopf wie eine Kegelkugel, einen verlebten Kerl mit einem ewigen Magenkatarrh! Aber so einen feschen jungen Kerl, einen ganz lieben Kerl obendrein!"

Digitized by Google

„Ein unverschämter Patron ist er," entrüstete sich Nini. „Er glaubt, er braucht bloß seine dicken Wurst-

finger nach mir auszustrecken, und er hat mich schon. Nein, so tief steig' ich nicht hinunter."

„Nachher bleib halt sitzen im Essigkrug," erklärte Ginevra ungehalten.

Digitized by Google

„Und wir mit," schloß sich Henrika an. „Versauern wir halt weiter!"

Die Gräfin-Mutter streckte beide Hände beschwörend aus. „So sein Glück mit Füßen treten!"

Sie sagte eigentlich: „Mit Fissen tretten!" denn sie sprachen alle sehr Wienerisch, die Mitglieder der neunzackigen Familie, nicht zum wenigsten die Gräfin-Mutter.

So wie sie — bis auf Nini — sehr ungräflich aussahen, umgab sie auch keinerlei adelige Herrlichkeit. Das kleine Eßzimmer war ein Bild kleinbürgerlicher Dürftigkeit und diente nicht allein den Mahlzeiten, sondern mußte, wie das alte Holzbett und der abgeschabte Schlafdiwan anzeigten, in der Nacht auch noch eine andere Bestimmung erfüllen.

Außer diesem einen Zimmer gab es nur noch zwei ebenso enge, nach einem ziemlich dunklen Gäßchen hinausgelegene: das Zimmer des jungen Grafen und daneben den Salon, in dem zwei von den Schwestern am Abend ihr Lager aufschlugen.

Die Einrichtung war alt, sehr zerschlissen und verbraucht, und man sah deutlich, wie viele Mühe aufgewendet worden war, um nur ein wenig den äußeren Schein zu wahren.

Vermögen hatten van der Skeldes nie gehabt, aber die Gräfin-Mutter, die eine geborene Baronin Pedrezotti war, bezog eine Rente von dem Majoratsherrn ihres begüterten Hauses; Graf Adrian, der bis jetzt unbesoldeter Praktikant im Ministerium des Äußern war, hatte ebenfalls ein kleines Einkommen aus der Familienstiftung eines der auf seiner Stammtafel vertretenen Geschlechter und nebstbei die Aussicht, mit seinem gräflichen Namen und seiner unleugbaren Beanlagung im Ministerium schnell vorwärtszukommen;

Digitized by Google

Henrika und Ginevra waren auf Stiftsdamenstellen vorgemerkt, die bei aller Langlebigkeit der jetzigen Inhaberinnen doch endlich einmal zur Erledigung kommen mußten.

Aber von den bloßen Aussichten konnte man doch nicht leben! Bestenfalls war und blieb es ein Vegetieren, auch in der Zukunft. Wirklicher Glanz konnte in ihre Hütte nur durch Spinagl A.G. einfallen, der sich bei einer zufälligen Begegnung sofort in Nini verschossen, Einführung in die Familie gesucht hatte und sich durch den unansehnlichen Rahmen, der das schöne Bild Nini umgab, offenbar nicht im mindesten abschrecken ließ.

Man erwartete jeden Tag Schani Spinagls Werbung, aber Nini wollte nichts davon hören, sperrte sich wie eine Verzweifelte.

„Ich mag ihn nicht! Ich mag nicht!“ wiederholte sie auch jetzt mit einem eigensinnigen Aufsprühen ihrer violetten Augen. „Er glaubt, er muß von allem das Schönste und Beste haben, und wenn er einem das Schnupftuch hinwirft, muß man hüpfen und springen vor Freud'. Aber er wird schon sehen, wie er sich geirrt hat. Wenn er es wagt, mir einen Antrag zu machen, kriegt er einen Korb, und der wird nicht von schlechten Eltern sein.“

Die drei anderen Damen schwiegen verletzt. Graf Adrian strich sich die Stelle, wo ein Schnurrbart hätte sprießen können, aber nicht sprießen wollte, und betrachtete gedankenvoll das Schwesterchen, dem sogar der Zorn reizend stand.

Warum war sie eigentlich so wütend? War es die Zuversichtlichkeit des „Seifensieders“ allein, die sie so ärgerte? War die Huldigung des jungen Hünen etwa nicht demütig genug eingeleitet worden? Ein

Digitized by Google

junger Mann, der im blanken Auto vorfuhr, um dann drei steile, schmale und nicht einmal ganz saubere Treppen zu erklettern, die in ein dürftiges Heim wie das ihrige führten, trat ganz natürlich etwas selbstbewußter auf, als Ninis gräflichem Stolz gefiel. Er meinte wohl, die arme Kleine müsse ja froh sein, wenn er sie aus ihrer Dürftigkeit erlöste. Daß Nini aber dem jungen Riesen wirklich so gram sein sollte, war doch schwer zu glauben.

Jedenfalls mußte man erst die Probe darauf machen. Wenn sie ihn tatsächlich nicht leiden konnte, dann, jedoch nur dann, war in der Tat nichts zu machen.

Aber wie diese Probe ausführen?

„Jetzt ist es schon bestimmt, daß er am Sonntag kommt," wandte sich Adrian an seine jüngste Schwester. „Das läßt sich nicht mehr ändern. Ungezogen brauchst du deshalb nicht gegen ihn zu sein, auch wenn du ihn nicht magst."

„Ich bin nie ungezogen," versicherte Nini etwas von oben herab, „aber daß ich ihn anders als mit Eiseskälte behandeln soll, dürft ihr von mir nicht verlangen. Er soll eine Bierbrauerstochter oder Selcherstochter heiraten, irgend eine Riesendame, die mit neunzehn Jahren hundertneunzig Kilo wiegt und sich in einer Praterbude sehen lassen kann. Die würde zu ihm passen. Mich soll er gefälligst in Ruh' lassen!"

Unter sotanen Umständen war es nicht ermutigend, Vorbereitungen für die sonntägliche Jause zu treffen. Van der Skeldes waren schlecht für das Bewirten von Gästen eingerichtet. Es mangelte an allem und jedem. Für den Kaffee und Gugelhupf konnte man noch ein übriges tun, aber die Wände, die Möbel, das Geschirr und das Tischzeug — das alles blieb, wie es war.

Digitized by Google

Und dazu die ganze Scherererei umsonst, da Nini den jungen Spinagl doch nicht nehmen wollte!

Schani Spinagl hatte keine Ahnung, wie schlecht seine Aktien standen. Er langte am Sonntagnachmittag in frohester Laune an, hochfein angezogen, mit einer Bügelfalte wie mit dem Lineal ausgerichtet, mit schneeig starrendem Vorhemd, einer Krawatte, die Unsummen gekostet haben mußte, blitzblank rasiert und nach Seife duftend — nach Spinaglseife, wie Nini behauptete — mit knabenhaft frohen Augen, zwei Reihen großer weißer Zähne, als ob er Nini gleich auf der Stelle aus Liebe verschlingen wolle.

In der Hand trug er einen kostbaren Strauß in Seidenpapier, den er Nini mit strahlendem Lächeln überreichte, den sie aber mit so hochmütig erstaunter Miene in Empfang nahm, daß das allein schon auf ihn wie ein kaltes Sturzbad hätte wirken müssen.

Aber ihr Benehmen ließ auch sonst an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die beiden Möpse wurden abwechselnd rot und blaß, was ihnen beiden ausnehmend schlecht stand, Mama Spitzmaus bekam grüne Flecken um die Nase und sah aus, als wolle sie sich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen, dem jungen Grafen sträubten sich die Igelhaare noch mehr als sonst, und aus dem blühenden Gesicht des jungen Seifenprinzen schwand schließlich doch nach und nach das zuversichtliche Lächeln, das Wort erstarb ihm auf den Lippen, und er begann auf seinem Stuhle herumzurutschen wie ein unruhiger Schuljunge.

Eine unheimliche Erstarrung bemächtigte sich nach und nach des kleinen Kreises. Wenn es so weitergehen sollte, das würde ein schönes Vergnügen werden!

Plötzlich klingelte es an der Außentür. Durch die

Digitized by Google

Erstarrten lief eine Bewegungswelle hin. Die Gräfin-Mutter wollte sich erheben, um der Powondra, der böhmischen Bedienerin, die heute zum Aufwarten ge-

dungen war, zu sagen, daß kein Besuch angenommen würde. Aber wer sollte denn noch kommen?

Da klangen draußen schon lebhafte Stimmen, die

Digitized by Google

Tür ging auf. Die gräflichen Damen erstarrten noch einmal, und zwar noch gründlicher als vorher. Die Mopsgesichter zogen sich in die Länge, wie man es ihnen nie zugetraut hätte, und die gräfliche Spitzmaus saß da wie vom Schlag gerührt.

„Mollinards!“ flüsterten alle drei entgeistert, während Nini boshaft in sich hineinlächelte. Oh, das war gescheit! So eine erwünschte Störung!

In die geöffnete Tür trat eine Dame, hoch und stark wie ein Grenadier. Der Fußboden knarrte unter der Wucht ihrer Schritte, und die mit ihr eintretende mittelgroße Mädchengestalt wäre sicher übersehen worden, wenn sie nicht im Gegensatz zu der schwarzen Mutter ganz hell gekleidet und eine reizende, schlanke Nymphe gewesen wäre*).

Mit anmutiger Leichtigkeit und einem kindlichen Lächeln auf den Lippen schwebte sie förmlich herein, ebenso leicht, wie die schwarze große Dame gewichtig einherschritt.

„Wir mußten doch wieder einmal nachschauen, wie es unseren lieben Skeldes geht,“ sagte die schwarze Dame liebreich. „Berterl hat sich schon so nach Nini gesehnt — und da der liebe Adrian!“

Der liebe Adrian küßte den beiden Damen höflich die Hände.

„Wir stören doch nicht?“ fragte die Riesendame mit einem Blick auf Spinagl und die schreckensstarren Gräfinnen.

Es war die Zauberformel, die die Damen van der Skelde zu ihren gesellschaftlichen Pflichten weckte. Im Nu waren die zwei von den vieren umringt, und die Gräfin-Mutter Spitzmaus stellte vor: „Herr

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Johann Spinagl, ein Freund unseres Hauses, Frau Baronin Mollinard v. Arbeshoven, Baronesse Berta Mollinard v. Arbeshoven."

„Ah!" Die Baronin gab dem jungen Mann freundlich die Hand. Es schien, als brächte sie ihn sofort mit der Spinaglseife in Verbindung, und auf sie wenigstens übte das keine abschreckende Wirkung.

Baronesse Berta blickte aus der Umrahmung ihrer hellblonden Rollen- und Löckchenfrisur mit ihren schönen Rehaugen schüchtern und bewundernd zu ihm empor.

„Ganz anders wie unsere Nini!" dachten die Möpse gleichzeitig. Dieses kindliche Anhimmeln der Männer war Berterls besondere Kunst.

Weshalb waren Mollinards gerade heute eingedrungen? Hatten sie es auf Adrian abgesehen? Sonst konnte man sich ihren Besuch nicht erklären, denn sie waren gar nicht an der Reihe zu kommen. Man war ihnen noch einen Besuch schuldig.

Wenn sie nur ein bisserl Stolz hätten, könnten sie sich nicht so aufdrängen.

Aber weshalb sollten sie auch Stolz haben? Die Baronin war ja gar keine richtige Baronin, sondern trotz ihrer hohen „aristokratischen" Figur einfach eine geborene Neumann. Berterl hatte überhaupt einen gründlich verpatzten Stammbaum, schon von der Großmutter her. Dagegen befanden sich Mollinards entschieden in besseren Vermögensumständen als van der Skeldes. Die ältere Baronesse Mollinard, Berterls um zehn Jahre ältere Schwester, hatte auf alle Standesvorurteile gepfiffen und ein Dienstvermittlungsgeschäft eröffnet. Nun rannten ihr alle Erzieherinnen und Bonnen Wiens zu, weil sie dachten, eine Baronesse habe nur lauter hocharistokratische Posten zu vergeben.

Digitized by Google

Baroneſſe Triſtane Mollinard hatte zwar einen unhandlichen, hochtrabenden Taufnamen, dafür aber viel bürgerlich werktätigen Verſtand, und ihr Unternehmen ging glänzend. Mollinards konnten ſich neue Sachen kaufen, brauchten nicht immer die alten zu drehen und zu wenden, aufzufärben und anzuſtückeln, umzuarbeiten und zu verwandeln wie van der Skeldes.

Man ſah es ja auch heute. Berterls Kleid war neu und ſehr hübſch gearbeitet, und an dem Ausputz des jungen Mädchens fehlte keine der modiſchen Kleinigkeiten, die einen ſchicken Damenanzug erſt vervollſtändigen. Alles hatte ſie, woran die gräflichen Mädchen gar nicht denken konnten: reizende Elfenbeinkämmchen mit blauen Schleifen im Haar, am Halſe ein goldenes Kettchen mit hübſchem Anhänger, Ringe, ein Uhrenarmband und ſo weiter. Die Möpſe fühlten ſich gleich noch viel ärmer, wenn ſie ſie anſahen.

„Behängt wie ein Pfingſtochſe," flüſterte Henrika Ginevra zu.

Und Nini trug ihre ausgediente alte graue Bluſe, war ſehr blaß und ſah trotzig aus, während Berterl beſtändig freundlich lächelte und dabei die Grübchen zeigte, die ſie in ihren roſigen Wangen hatte.

Mit ihrem freundlichen Geſichtl ſah ſie heute wirklich beinahe noch hübſcher aus als die ſchmollende Nini, denn Freundlichkeit iſt ja das Licht, das die Mienen erhellt wie die Sonne die Landſchaft.

Berterl würde Nini noch in den Schatten ſtellen. Es war geradezu ein Unglück, daß der „Turm" und das „Lamperl" — ſo nannten van der Skeldes die Mollinards, wenn ſie unter ſich waren — juſt heute über ihre Schwelle hatten ſtolpern müſſen. Aber was half das? Man mußte gute Miene zum unerwünſchten

Digitized by Google

Spiel machen. Und einen Vorteil hatte die Sache doch. Durch Ninis Bockigkeit gegen Spinagl war ein Frost auf den kleinen Kreis gefallen. Der taute jetzt weg, und Nini konnte sich nun nicht mehr vom Gespräch ausschließen wie vorher, sondern mußte sich mit in die Runde setzen und an der Unterhaltung teilnehmen, damit Mollinards nichts merkten.

Die Baronin erzählte den Damen von der Skelde, daß sie neue Möbel habe kaufen müssen, da die neue Wohnung, mit der sie sehr zufrieden sei, doch weit größer sei als die frühere. Ein Dienstmädchen könne aber die Arbeit mit den fünf Zimmern kaum bewältigen, und sie werde sich wohl ein zweites Mädchen nehmen müssen.

In den Ohren der Gräfinnen klangen diese Mitteilungen wie hochnasige Protzerei. Sie wollte ihnen ja doch nur zu verstehen geben: Ihr habt keine fünf Zimmer, keine neuen Möbel, nicht einmal ein einziges Dienstmädchen!

Und sie würden das alles auch nie bekommen, da doch Nini so eigensinnig war.

Während die Damen über häusliche Angelegenheiten durcheinander zwitscherten wie Vögel in einem großen Vogelhaus, strich Graf Adrian hinter Schani Spinagl vorüber und flüsterte ihm unbemerkt zu: „Machen Sie der Blauen den Hof! Aber feste!“

Es blieb dem Erstaunten Zeit, sich den rätselhaften Rat von Ninis Bruder zu deuten und seine Nützlichkeit einzusehen, denn es dauerte noch eine ganze Weile, ehe auch die Herren in die Unterhaltung eingreifen konnten. Dann aber war die Baronin nicht blöde, sondern nahm den jungen Mann, der den berühmten Namen Spinagl trug, den man auf allen Bahnlinien auf bunten Anschlägen längs der Geleise las — wer

Digitized by Google

kannte nicht die zwei feschen Wäschermädl von Spinagls Plakat? — und den man sogar in allen Kramläden der entlegensten Ortschaften mitten unter Cereol, Boraxol, Pixin, Scheurol, Backol und ähnlichen neuen Segnungen angepriesen fand, für sich allein in Anspruch, wobei sie hauptsächlich ihr Töchterchen als Gesprächsstoff wählte. Berterl lerne jetzt singen, erzählte sie. Sie habe eine reizende Stimme. Ein Maler habe neulich Berterl auf der Straße angesprochen und sie malen wollen.

Die Möpse kicherten heimlich über diese Aufschneidereien, aber das Lachen verging ihnen, als sie beobachteten, wie rasch sich eine Annäherung anbahnte. Berterl überhörte kein Wort von dem, was der Seifenprinz sagte, sie sah ihn nicht über die Achseln an, sondern schmachtete unverhohlen zu ihm empor mit einem wahren Elsablick, und obgleich sie sonst den Geist nicht mit dem großen Löffel gegessen hatte, zeichnete sie sich heute auch in der Unterhaltung auffällig aus. Sie hatte unstreitig ihren glücklichen Tag, stellten die Möpse und Mama Spitzmaus trostlos bei sich fest.

Die Baronin brachte es mit mütterlichem Geschick fertig, gesprächsweise ein ganzes Verzeichnis von Bertas Kenntnissen und Künsten aufzustellen, und so erwähnte sie auch, daß ihre Tochter eine gewandte Rollschuhläuferin sei und den Skatingklub besuche.

„Ich laufe auch Rollschuh im Skatingklub," sagte Spinagl. „Es wundert mich, daß ich die gnädige Baronesse noch nicht dort gesehen habe."

„Sie können ja gar nicht wissen, ob wir nicht schon aneinander vorübergerollt sind," meinte Berta.

„Oh, das weiß ich bestimmt! Eine so reizende Erscheinung wie Baronesse wäre mir nicht entgangen," versicherte Spinagl mit Überzeugung.

Digitized by Google

„Sehr liebenswürdig!“ flötete die Baronin Mollinard. „Das ist ein Kompliment, das sich gewaschen hat.“

„Mit Spinaglseife!“ zischte Nini Ginevra zu.

Berterl errötete vor Freude und blickte geschmeichelt und verlegen drein, und von da an hingen ihre Rehaugen noch ausdauernder an dem männlich blühenden Gesicht des jungen Seifenmillionärs.

„Die Berterl tät' sich nicht besinnen — die nicht!“ dachte die Gräfin-Mutter, und Nini konnte ihr sehr gut ansehen, was sie dachte.

Als man auf ein Zeichen der Powondra zum Kaffee in das Hofzimmerchen hineinging, wo aufgetragen war, benützte Ginevra die Unruhe des Aufbruchs, um der Jüngsten zuzuflüstern: „Siehst du, jetzt langt sich ihn die Berta!“

Und auf der anderen Seite tuschelte Henrika aufgeregt: „Laß dir das nicht gefallen!“

Nini hingegen gab hoheitsvoll zur Antwort: „Er ist ihr gegönnt. Meinen Segen hat sie.“

War es Zufall, unabsichtlicher Verstoß oder gelungene List der Baronin — so viel stand fest, als man um den Jausentisch saß, zeigte es sich, daß Schani Spinagl neben Berta Mollinard saß. Diese nahm den Platz ein, der Nini zugedacht gewesen war. Ein böses Vorzeichen, dachten van der Skeldes.

Und da der Tisch eigentlich nur für sechs Personen berechnet war, saß man sehr eng. Besonders Spinagl mit seiner reichlichen Breite nahm ziemlich viel Platz ein und saß so dicht an Berta gedrängt, daß es recht vertraut aussah. Er erwies seiner Nachbarin auch alle möglichen Kavaliersaufmerksamkeiten, die man von ihm gar nicht erwartet hätte.

Mollinards, Spinagl und Adrian plauderten so lustig, daß das Verstummen der anderen Hälfte der

Digitized by Google

Tafelrunde gar nicht auffiel. Auch schien diese erste Hälfte viel besser bei Appetit. Der weißbestreute Gugelhupf schwand dahin wie Aprilschnee, und es war gut, daß die zweite Hälfte der Anwesenden ihn nicht berührte, sonst hätte er überhaupt nicht gelangt.

„Hab' ich darum den guten Gugelhupf gebacken, so viel wirkliche Butter, Eier und Mandeln dazu genommen," stöhnte Henrika innerlich, „damit er in den Turm wandert und das Lamperl damit gefüttert wird?"

Offenbar hatten auch Gugelhupfe ihre Schicksale wie Bücher. Es hatte ein Verlobungsgugelhupf werden sollen, aber nicht für Berterl.

Und Ginevra dachte grollend: „Daß einem der Gugelhupf in die unrechte Kehle kommt, ist noch auszuhalten. Aber der Bräutigam dazu, das ist wirklich zuviel!"

Die Krone aller Unglaublichkeiten aber bedeutete es, als nach dem Kaffee das Giardinetto gereicht wurde, das van der Skeldes zur Vervollständigung der Jause für nötig gehalten hatten, und Schani Spinagl, der in einer Krachmandel einen Doppelkern fand, Berterl dazu aufforderte, mit ihm ein Vielliebchen zu essen. Sie ließ sich das nicht zweimal sagen, und als die beiden nun ihre Mandelhälften verzehrten, erschien es der Gräfin-Mutter wie eine sinnbildliche Handlung, als seien Spinagl und Berta nun schon so gut wie miteinander verheiratet.

Beinahe war es nun schon natürlich, daß nachher Mollinards und Schani Spinagl gleichzeitig aufbrachen, so daß Mollinards ihn gewissermaßen im Triumph mit sich fortschleppten.

„Hast g'habt!" sagte Ginevra dumpfen Tones, als sich die Tür hinter den dreien geschlossen hatte, aber

Digitized by Google

keine von den Schwestern machte Nini einen Vorwurf oder ließ auch nur eine Anspielung auf ihre zertrümmerten Hoffnungen fallen.

Die Stimmung im gräflichen Hause war im Laufe der nächsten Woche durchaus nicht glänzend, und obschon Nini den Kopf steif in die Luft reckte und so tun

Digitized by Google

wollte, als ob sie auf alles pfeife, gelang es ihr doch nicht, eine unbekümmerte Miene zur Schau zu tragen.

Heimlich sank ihr das Herz immer tiefer, während die Laune der älteren Schwestern sich bald wieder hob. Ihre gleichmäßig ruhige Gemütsart war ja die beste Eigenschaft der beiden Möpse, aber Nini hätte doch nicht gedacht, daß sie ihre Enttäuschung so leicht verwinden würden.

Nini hätte es sich um keinen Preis eingestanden, aber bei jedem Läuten horchte sie unwillkürlich auf, als müsse draußen eine tiefe, kräftige Männerstimme hörbar werden. Doch der heimlich Erwartete ließ sich nicht blicken. Es war einfach aus. Und nach und nach senkte es sich wie eine schwarze Decke auf Nini herab. Immer tiefer, immer tiefer. Es wurde dunkler und dunkler um sie, und kein Lichtstrahl drang mehr durch die Finsternis, die sie umgab. —

„Nini, wir gehen zur Tante Stiftsdame, gehst du mit?“ fragten die Schwestern eines Nachmittags.

„Geht nur ohne mich. Ich bleibe lieber zu Hause.“

Die Damen zogen sich zusammen an, so gut es eben gehen wollte, und schienen dabei ganz heiter aufgelegt. Allein es gab Nini doch einen Stich, als die Mama und die Schwestern fortgingen, denn sie waren, das mußte sie sich sagen, nichts weniger als fein angezogen. Was hätte sie den Ihrigen nicht alles schenken können, wenn sie — — Hätte sie sich nicht doch ihrer Familie opfern sollen?

Opfern?

Wäre es denn wirklich ein so großes Opfer gewesen? Hatte sie sich das nicht nur eingeredet? War es nicht das schlimmste Opfer, den jungen Riesen der Berterl Mollinard zu überlassen? Oh, was hatte sie getan! In dieser Stunde gestand sie sich's: ihr war's nicht um

Digitized by Google

die verlorene Partie, nicht die Armut schreckte sie, die jetzt wahrscheinlich auf immer ihr Teil bleiben würde —

nein, es ging um den Mann. Nie würde sie es verschmerzen, daß sie ihn an die Verterl verloren hatte.

„Nini!“

Nini schreckte von dem Nähtischchen empor, auf

Digitized by Google

deſſen Decke ihr Kopf gelegen hatte, und blickte mit ſtrömenden Augen auf die hohe Geſtalt, die ſich ihr mit vorſichtigen Schritten näherte.

„Nini, was haben Sie? Warum weinen Sie?“

„Ich — weine ja gar nicht,“ leugnete Nini, haſtig ihre Tränen trocknend. „Wie kommen Sie denn da herein — ohne zu läuten?“

„Auf Flügeln der Sehnſucht hergeflogen. Komteſſe Nini, ich wollte ja gar nicht mehr kommen. Sie haben mich gar zu ſchnöde behandelt! Aber — einmal muß ich Sie noch ſprechen. Ich muß Ihnen die Frage ſtellen: Nini, wollen Sie wirklich nicht meine Frau werden?“

„Sie irren ſich in der Perſon. Sie meinen gewiß Berta Mollinard!“

„Ich werde doch beſſer wiſſen, wen ich meine. Nini, du biſt's, das Mädchen mit den Veilchenaugen, das entzückendſte Komteßl auf der Welt. Du biſt ja natürlich viel zu hübſch, zu fein und zu gut für mich. Aber willſt du mich doch? Willſt du mich? Sag ja, denn wenn du nein ſagſt —“

„Dann gehen Sie zur Berta Mollinard.“

„Nein, dann nehme ich dich gegen deinen Willen, du Trotzköpfl. Es nützt alſo nichts. Ergib dich!“

Er umfaßte ſie, hob ſie in die Luft wie ein Spielzeug und ließ ſie dann wieder niedergleiten.

„Nini, ich biete dir meinen Thron an. Wenn er auch nur von Seife iſt, wie ihr ſagt. Willſt du?“

Sie ſagte nicht ja, aber auch nicht nein, und ſie wehrte ſich nicht in den ſtarken Armen, die ſich ſo feſt um ſie ſchlangen, ließ ſich ſtumm an die breite Bruſt preſſen, daß es ſchmerzte. Blaue Flecken würde ſie morgen haben, das war ſicher. Aber ſie fühlte ſich doch ſelig, befreit von dem Alpdruck dieſer Woche, begnadigt.

Digitized by Google

„Und die Berta — das Vielliebchen?“

„Ich hab' ihr eine Schachtel Seife geschickt. Von unserer allerbesten. Für die geplatzte Seifenblase.“

„Oh, das ist schändlich!“

„Gewiß, aber wer hat mich dazu gezwungen?“

„Ja, wer?“ fragte auch Adrian, in die Tür tretend. „Das arme Berterl hat von jeher durch dich gelitten. Weißt du noch, wie wir mit Mollinards in einem Haus wohnten, als ihr noch klein wart? Wenn man dir was schenken wollte, warst du zu stolz, es zu nehmen. Erst, wenn man sagte: ‚Na, dann geb' ich's halt dem Berterl!‘ dann hast du zugegriffen. Und das Berterl hat nichts gehabt!“

„Ach, die hat immer mehr gehabt wie ich. Und sie wird sich auch diesmal entschädigen,“ sagte Nini. „Kannst ja du sie nehmen!“

„Ja, nimm du sie, Adrian!“ rief der Seifenkönig und hob jubelnd seine Nini in die Höhe.

Digitized by Google

Weiße Nächte

Roman von Hans Becker

(Fortsetzung und Schluß) (Nachdruck verboten

Ein Ostersonntag mit strahlender Sonne am blauen Himmel. Glockengeläute, Fröhlichkeit auf den Gesichtern aller Menschen, die die Straße überfluteten.

„Christus ist auferstanden!"

„In Wahrheit ist er auferstanden!"

Wo sich zwei Menschen begegnen, rufen sie es, umschlingen und küssen sich. An der Ecke der Straße drüben zwei alte Mütterchen, hier ein Haufen Kinder, die sich abwechselnd umfangen und den Ostergruß auf die Lippen drücken. Vor dem stattlichen Palast dort ein General, der mit einem Blumenstrauß in der Hand seinem Wagen entsteigt, dem Pförtner seine Wange hinhalten muß, um den dreimaligen Kuß zu empfangen.

Auch im Balsanowschen Hause herrscht trotz der kurzen Nachtruhe ein reges Leben und Treiben. Die ganze Dienerschaft ist im Festgewand, im Speisesaal die mächtige Tafel bedeckt mit Leckerbissen aller Art: rosig schimmernde Schinken, goldigbraun leuchtende Truthähne, Eier in großen Mengen, Kaviar, Sardinen, Lachs, Sterlet; auf dem Büfett und der Kredenz eine Batterie Flaschen. Alles wartet auf die Herrschaft und auf die Glückwünschenden.

Leise öffnet sich die Tür, Asta steckt schüchtern den Kopf herein. Man hat sie nicht um ihre Befehle gefragt, ohne sie, die Hausfrau, ist alles gerichtet. Die Neugier nur hat sie hergetrieben, die vielbesprochene Ostertafel zu sehen, einen Blick darauf zu werfen. Ihre Jungfer hat ihr schon wochenlang, auch gestern und heute morgen wieder davon geschwatzt.

Alles ist schon aufgebaut, alle Speisen auf dem Tisch. Doch sie weiß: es wird nicht dargereicht wie sonst bei

Digitized by Google

einem Festessen, ein richtiger Ostertisch ist's, von dem jeder nimmt, was ihm beliebt. Gäste werden kommen und gehen, die Speisen werden immer wieder ersetzt.

Schritte, die über den Flur kommen, schrecken sie auf. Sie muß Nikolai rufen, mit ihm zusammen die Gäste empfangen.

Schon nach wenigen Minuten kam sie wieder am Arm Nikolais. Sie mußte laufen, denn die ersten Gäste traten eben ein. Auch Olga und Robert waren schon dort.

Nikolai machte Asta leise Vorwürfe, daß sie, die Hausfrau, nun als letzte kam.

„Aber Nikolai, ich dachte, Mama würde —"

„Unsinn! Du weißt doch — Mama steht nicht so früh auf. Mama ist entschuldigt, das wissen alle. Aber du —"

Sie wurde sehr traurig. Mit einem Male verlangte ihr Mann, daß sie im Vordergrunde stehen sollte. Bisher hatte niemand an so etwas gedacht. Sie blickte furchtsam zu ihrem Manne auf. Was hatte er nur? Er sah so böse aus.

„Nikolai," flüsterte sie, „heute am Ostertage zankst du mit mir! Ich bin doch nicht schuld —"

Er antwortete nicht, begrüßte einige Herren und trat dann auf Olga zu. Asta beobachtete ihn. Als ob er das nicht schon gestern getan und daran hätte genug haben können, küßte er Olga. Viel zu lange, wie es ihr schien.

Auch Olga hatte wohl diese Empfindung. Sie schob ihn von sich fort und kam auf Asta zu. „Wie hübsch Sie aussehen! Wollen wir uns fortab duzen — ja, kleine Schwägerin?"

Ein wenig Bevormundung lag noch immer in Olgas Worten, aber Asta zürnte ihr deshalb nicht, jetzt nicht

Digitized by Google

mehr, denn das lag so in Olgas Art. Sie war ja auch einige Jahre älter.

Sie nickte eifrig, schmiegte sich an Olga und küßte sie.

Robert trat hinzu. „Auch du, Asta? Ich werde noch eifersüchtig werden."

Asta sah den Bruder an, er schien ihr verstimmt. Schon gleich hatte sie es bemerkt, als sie ins Zimmer trat. Er war wie ausgewechselt, so daß sie schon geglaubt hatte, er hätte Streit mit Olga gehabt. Sie nahm seine Hand. „Du bist heute gar nicht so froh, wie du sein solltest," sagte sie, trat aber dann wieder an Nikolais Seite, der ihr mit den Augen winkte.

Auch Olga sagte leise: „Wirklich, Robert, was hast du nur? Ich wollte schon vorhin fragen. Hat dir Marfa Balsanowa eine Szene gemacht?"

Er sah ihr tief in die Augen. „Frag nicht, Olga — ich erzähle dir schon noch."

Olga lachte. „Ich dachte es mir. Die gute Tante —"

„Sprich jetzt nicht davon. Ich wünschte, ich hätte das nicht zu durchleben brauchen."

Graf Sipjagin stand plötzlich vor ihnen. Sie hatten sein Eintreten gar nicht bemerkt. Er hatte zwei Sträuße weiße Rosen in der Hand, einen dritten eben Asta überreicht. Er verbeugte sich tief und hielt Olga jetzt einen der beiden Sträuße hin. „Gestatten, gnädige Frau, meinen Glückwunsch —"

Sie nahm die Rosen, hielt ihm den Mund hin. „Bitte, heute ist Ostern!"

Der Graf küßte sie dreimal, beugte sich dann auf ihre Hand und küßte auch diese. „Hätte nicht geglaubt, daß mir eine solche Gunst noch gewährt würde." Zu Robert gewendet, fügte er hinzu: „Ich bitte, nicht eifersüchtig zu sein. Osterküsse lassen nichts zurück."

Digitized by Google

Sie lachten alle drei und folgten dann den anderen Gästen zur Tafel.

Eine zahlreiche Gesellschaft war versammelt, man aß und trank und schien sehr heiter zu sein.

Als Olga mit den beiden Herren kam, wurde gerade die gegenüberliegende Tür aufgerissen. Marfa Balsanowas Kammerfrau stürzte herein. Sie warf sich vor Nikolai auf die Knie, ihre Arme fuhren durch die Luft, ihre Haare waren zerrauft, in dem fahlen Gesicht zitterten die Lippen, kein Wort brachte sie heraus.

Nikolai war empört über die Zudringlichkeit der alten Dienerin. Nichts anderes konnte er sich denken, als daß die Mama die Mascha wieder einmal hinausgeworfen hatte — diesmal wohl im Ernste. In ihrer Verzweiflung war sie nun gekommen, seinen Beistand zu erbitten. Das war schon früher einmal geschehen. Aber hier, vor allen Gästen, wie durfte sie es wagen —

„Mach, daß du hinauskommst! Was fällt dir ein!“ Er trat von ihr fort und wendete sich an seine Gäste: „Ich bitte um Verzeihung — Mamas Kammerfrau. Sie ist — sie fängt an schwachsinnig zu werden —“

Irgend etwas mußte er doch sagen.

Sie rutschte ihm auf den Knien nach, ihre gespreizten Finger suchten ihn zu fassen. „Herr, Herr — hören Sie mich! Schreckliches ist geschehen —“

Asta hatte sich zu ihr gebeugt. „Mascha, kommen Sie doch, wie können Sie —“

Auch Olga war hinzugetreten. „Mascha, gehen Sie hinaus, ich komme mit Ihnen. Erzählen Sie mir —“

In ihre Worte hinein gellte ein schrilles Aufkreischen. Mascha schlug mit dem Kopf auf den Boden, schnellte wieder in die Höhe und schrie: „Wollt ihr es denn alle nicht hören, habt ihr kein Herz im Leibe! Meine arme Herrin ist tot — tot — tot!“

Digitized by Google

Im Saale herrschte plötzlich tiefe Stille. Es war, als ob die Worte der Alten sich an den Wänden stießen, zurückprallten, durch den Raum rasten: Tot — tot — tot!

Stumm blickten sich alle an. In ihren heiteren Kreis war der Tod getreten!

Da wurde die Stille durchbrochen, Türen wurden aufgerissen, ein Hasten und Laufen, Robert und Olga waren fortgestürzt, Nikolai ihnen nach, Asta in einen Sessel gesunken. Sie hörte und sah nichts, was um sie geschah, es wurde ihr schwarz vor den Augen.

Unter den Zurückgebliebenen ein Fragen und Flüstern, mit scheuen Blicken sahen alle auf die alte Dienerin, die sich von neuem auf den Teppich geworfen hatte und laut weinte. Dazwischen schrie sie immer wieder: „Meine Herrin, meine arme Herrin!"

Endlich kam Nikolai zurück. Mit schwerer Zunge sagte er, seine Worte klangen tonlos: „Mama ist tot. Ein Schlaganfall — ich weiß noch nicht. Ich habe nach Ärzten telephonieren lassen."

Er ging zu Mascha und hob sie auf, ließ sie aber gleich wieder zurücksinken, als er Asta bleich und leblos sah. Er trat zu ihr, strich ihr mechanisch über die Stirn und sagte leise: „Asta, komm zu dir! Die Gäste —"

In die Gäste kam Bewegung. Einer sah den anderen an, wie besorgt jeder war, schnell fortzukommen.

Es schien plötzlich in dem vornehmen Raume, in dem die lodernden Holzkloben der beiden Kamine in den Ecken eine so angenehme Wärme verbreiteten, kalt und unheimlich. Automatenhaft bewegten sich alle wie auf Verabredung der Ausgangstür zu. In wenigen Sekunden war der Saal leer.

Nur die zum Hause Gehörigen blieben zurück: Asta, neben der Nikolai stand, ihr immer noch mit hilflosen

Digitized by Google

Blicken Haar und Stirn streichelnd, die alte Frau, die noch auf dem Boden lag und ab und zu noch ein Wimmern ausstieß. Von den Gästen ein einziger: Graf Sipjagin.

Er war zum Büfett getreten, hatte sich ein Glas Portwein eingegossen, das er hastig austrank, dann schenkte er das Glas von neuem voll, hielt es einige Augenblicke gegen das Licht und betrachtete ernsthaft den Glanz des Weines, der goldig wie dunkler Bernstein durch das Kristall funkelte.

Seine Lippen bewegten sich. „Meine arme alte Freundin —"

Schnell leerte er das zweite Glas.

* * *

Marfa Balsanowa war tot, nichts konnte sie mehr zum Leben bringen. Professor Sonzow hatte Herzschlag festgestellt — so lautete wenigstens sein amtliches Urteil. Nikolai gab er eine etwas erweiterte Erklärung. „Die gnädige Frau Mama hat sich zu wenig Bewegung gemacht, am Tage zu viel geruht, sich dadurch des Schlafs der Nächte beraubt. Trotzdem ich sie häufig gewarnt, hat sie bei ihrem nervösen Herzen zu Schlafmitteln gegriffen. Um das genau festzustellen, müßte man zu einer Sektion schreiten."

Nikolai war außer sich. „Um Gottes willen, Professor, Sie glauben doch nicht? Lassen Sie der Toten ihre Ruhe, bedenken Sie das Aufsehen!"

Der Professor hob die Schultern. „Ich habe Ihnen ja gesagt, ich habe Herzschlag festgestellt. Ich deutete nur noch an, wodurch er herbeigeführt sein könnte. An der Tatsache ändert es nichts, wenn wir —"

„Lassen wir es dabei," sagte Nikolai, und die Herren trennten sich.

Digitized by Google

Die schwarzgeränderten Anzeigen über den plötzlich erfolgten Tod Marfa Petrowna Balfanowas flogen durch Stadt und Land. Der Tag der Beisetzung kam heran.

Wieder rollten die Wagen und Auto vor das Portal der Isaakskathedrale, wieder war der mächtige Raum von einer großen Menge Menschen angefüllt. Lange, lange Stunden dauerte die kirchliche Handlung. Asta war dem Umsinken nahe, ihre Hände krampften sich in Nikolais Arm, die Worte der Redner klangen nur verworren an ihr Ohr.

Wenn doch Robert neben ihr wäre! Eine so große Sehnsucht hatte sie nach ihm. Doch der Bruder war zurückgeblieben, irgendwo weit hinten in der Menge stand er wohl, ihre Augen suchten ihn vergebens.

Aber denken mußte sie an ihn, unausgesetzt; denn stumm und bleich war er in diesen Tagen umhergegangen, hatte kein liebes Wort für sie gehabt, wie oft sie ihn auch gebeten: „Komm, Robert, bleib bei mir! Ich fühle mich so verlassen, Nikolai hat keine Zeit für mich, er hat so viel zu besorgen."

Er war ihr ausgewichen wie heute in der Kirche, als sie beim Eintritt nach seiner Hand hatte fassen wollen, um ihn neben sich zu halten.

Der Tod Marfa Balfanowas konnte ihm doch nicht so nahegehen, daß sich sein ganzes Wesen verändert? Sie fühlte das an sich selbst, denn mehr erschrocken, erschüttert war sie durch die Plötzlichkeit des Heimganges, tiefen Schmerz empfand sie nicht, die Frau war ihr fremd geblieben. Wie viel mehr mußte sie dem Bruder fremd sein, der in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihr stand.

Wieder suchten ihre Augen, wieder vergeblich. Sie sah nur ein Gewirr von Köpfen, die sich bald andächtig

Digitized by Google

neigten, sich bald erhoben — fremde Menschen, die wohl wie sie das Ende des Trauergottesdienstes herbeisehnten.

Und doch stand Robert nicht fern, nur ein Pfeiler entzog ihn ihren suchenden Blicken. Mit seiner hohen Gestalt überragte er die Menge, sein Auge haftete auf dem Sarge, dessen reiche Silberverzierung in dem Lichte der unzähligen Kerzen schillerte und glänzte, auf dem weißen Schleier, der darüber gebreitet war, unter dem die stolze Frau ruhte, die ihn geliebt.

Die letzte Stunde, in der er bei ihr gewesen, hatte sich tief in seine Seele eingegraben, all die Worte, die sie zu ihm gesprochen, klangen in seinem Herzen nach ...

Plötzlich kam Bewegung in die Menge, die Zeremonie war beendet. Robert blieb an seinem Platz, bis der Zug den Ausgang erreicht hatte; erst im letzten Augenblick, als der Sarg schon auf den Wagen gehoben war, verließ auch er die Kirche.

Olga hatte ihn erwartet. „Komm," sagte sie leise, „wir sind die letzten. Dort ist unser Wagen."

Er atmete tief auf, fühlte wieder Leben um sich her, warmes Leben neben sich. Es war ihm, als ob er die Arme recken, alles von sich schütteln müsse — alles Trübe, alle Gedanken.

Vor ihm in der Straße, deren Laternen trotz des hellen Tageslichtes angezündet und mit Flor umwickelt waren, bewegte sich der lange Zug; an der Spitze der mit sechs in weiße Umhüllungen gekleideten Pferden bespannte Wagen, unter dem weißen Baldachin der Sarg, von der Last weißer Rosen und Lilien fast verhüllt.

Eine weite Strecke hatte die Tote bis zu ihrer letzten Ruhestätte, den endlosen Newsky-Prospekt hinunter bis zum Alexander-Newsky-Kloster, wo die Familiengruft ihrer wartete.

Digitized by Google

Die Beisetzung ging schnell vorüber, wie in Hast nach der langen Kirchenfeier. Nur noch wenige Worte, von einem der Geistlichen gesprochen, dann wurde der Sarg durch die kleine Kapelle hindurch in die Gruft getragen.

Die darauffolgende Trauertafel im Hause erregte in Asta ein bedrückendes Erstaunen. Es erschien ihr unfaßlich, daß sich nun alle diese Menschen, die eben einer Toten das letzte Geleit gegeben, zu Tisch setzen, essen und trinken würden, und sie selbst durfte nicht fortbleiben, mußte neben ihrem Manne eine lange, bange Stunde anhören, was um sie herum gesprochen wurde.

Häßlich, ungehörig erschien es ihr, wenn einer der Gäste der Toten gedachte, die Gabel in der Hand, zwischen einem Bissen Braten und einem Schluck Wein. Sie war entsetzt, als sie sah, daß auch Nikolai aß und trank. Sie selbst konnte keinen Bissen hinunterbringen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Endlich war auch das überstanden, die Gäste verließen das Haus, Asta konnte in ihr Zimmer gehen.

Sie blickte sich nach Nikolai um, wollte ihm ein gutes Wort sagen, er war ja die ganze Zeit über so in Anspruch genommen worden, daß sie kaum miteinander gesprochen hatten. Vielleicht war jetzt der Augenblick gekommen, ihm von ihren Hoffnungen zu sprechen. Er hatte die Mutter verloren, sie konnte ihm von einem neuen Leben erzählen, das sie nun führen wollten.

Ihre Augen suchten ihn, er stand an der Tür und verabschiedete sich eben von Sipjagin. Sie zitterte in Erwartung. Der Gedanke, der ihr so plötzlich gekommen, so schön erschien, drängte sie vorwärts.

Plötzlich entschwand ihr Nikolai; im Gespräch mit Graf Sipjagin war er auf den Flur hinausgetreten.

Digitized by Google

Verstimmt, traurig ging sie zurück — es war wohl doch nicht der richtige Augenblick gewesen.

* * *

„Weißt du, ich lasse dich nicht allein fort," erklärte Olga, als Robert ihr eine Woche nach der Beisetzung Marfa Balsanowas davon gesprochen, daß er sich nun auf die Reise machen müsse.

„Komm doch mit," sagte er, obwohl er sich nicht verhehlte, daß an eine Hochzeit jetzt in der Trauerzeit wohl nicht zu denken sei.

„Tu' ich auch!" sagte sie entschlossen.

„Ach, Herz, wenn das ginge!"

„Warum soll es nicht gehen? Auf wen haben wir denn Rücksicht zu nehmen? Wir lassen uns schnell trauen in aller Stille, ohne Gäste und Hochzeitsfeier. Damit ist die Geschichte fertig. Willst du?"

„Ob ich will!" ...

So war es denn auch wirklich geschehen. Robert und Olga ließen sich trauen und reisten ab.

Asta mußte wieder lebhaft daran denken, als sie am Morgen einen Brief von ihrer Mutter erhalten hatte mit der Frage, ob sie nicht bald einmal zu ihr käme. Robert und Olga seien bei ihr in Berlin gewesen, aber die Tochter sei noch nicht gekommen, obschon es nun bereits Sommer sei. „Ich bin so in Angst und Sorge um Dich, in dieser schrecklichen Zeit bist Du dort in dem Lande, mit dem es nun Krieg geben soll. Gott möge mir verzeihen, ich kann nicht anders, ich wünschte, Du hättest nicht geheiratet! Ich weiß ja nicht, was aus Dir werden soll. Ich kann nur Gott anflehen, daß er Dich behütet!"

Der Brief hatte Asta in Schrecken versetzt. Krieg sollte sein zwischen Deutschland und Rußland? Kein

Digitized by Google

Wort hatte Nikolai davon zu ihr gesagt. Und als sie ihn vor einer Woche gebeten: „Laß uns doch zur Mutter reisen!“ hatte er nur geantwortet: „Es geht nicht, ich kann jetzt nicht fort, wir müssen abwarten!“

Was sie abwarten müßten, hatte er verschwiegen, auch auf ihre Frage nicht antworten wollen, nur den Kopf geschüttelt. Und als sie dann gebeten: „Laß mich allein fahren, du kommst dann, mich abzuholen —“ war er fast böse geworden.

„Nein, du mußt hier bleiben,“ fuhr er sie an. „Das fehlte noch, daß du jetzt davonläufst!“

Sie war erschrocken zurückgefahren und hatte ihn entsetzt angestarrt.

Da hatte er ruhiger hinzugefügt: „Warte noch, vielleicht später, man kann ja nicht wissen —“

Sie hatte ihn damals nicht begriffen, heute verstand sie. Der Krieg hatte schon gedroht, ihr Mann hatte sie nicht ängstigen wollen, hatte ihr nichts davon gesagt.

Hier in ihrem Landhause auf den Inseln, wohin sie gleich im Frühling gezogen, hatte sie nichts davon erfahren, was in der Welt vorging.

Besuche kamen keine, Nikolai hatte auch das nicht gewollt. „Du mußt Ruhe haben, wir holen das alles nach.“

Es war ja schön hier draußen, wunderbar schön. Wenn sie nur nicht so einsam gewesen wäre! Es kam wirklich niemand zu ihr, sie war immer allein — nur die alte Mascha bildete ihre Gesellschaft.

Die alte Frau war im Hause geblieben, war nicht fortzubringen gewesen, obgleich Nikolai ihr Geld geboten und sie auf ihr Dorf hatte schicken wollen. Ihre Liebe zu ihrer Herrin schien sie nach und nach auf Asta übertragen zu haben — ohne ein Wort, stillschweigend, als ob das so sein müsse, hatte sie den Dienst bei ihr übernommen wie früher bei Marfa Balsanowa.

Digitized by Google

Erst war es Asta unheimlich gewesen, die alte Frau stets um sich zu sehen, dann hatte sie sich daran gewöhnt, die alte treue Dienerin schließlich liebgewonnen.

Wie eine Mutter sorgte Mascha für sie, strich ihr sanft über die Hände, wenn sie traurig war.

Asta konnte noch immer nicht davon loskommen, daß Nikolai sich nach Olga sehnte. Sie war einmal dazugekommen, als er schnell Olgas Bild in seinem Schreibtisch verbarg — nicht schnell genug, daß sie es nicht hätte erkennen können.

Asta fuhr plötzlich aus ihren Gedanken auf. Die Tür der Veranda, auf der sie saß, wie oft bis in die Nacht hinein, wurde leise geöffnet. Mascha, an die sie eben gedacht, kam zu ihr herein.

„Es ist spät, Herrin, Sie müssen sich jetzt hinlegen."

„Lassen Sie mich noch, Mascha. Es ist so schön hier!"

Die Alte bewegte leise den Kopf. „Das sind die weißen Nächte, Herrin. Schön sind sie, aber auch gefährlich. Wenn man jung ist, dann spürt man sie."

Asta schwieg. Es war wohl so, sie spürte die weiße nordische Nacht mit ihrem durchsichtigen Schleier, dem violetten Himmel, sie webte um sie her in märchenhafter Dämmerung, in köstlicher Wohligkeit. Ihre Augen hafteten auf den Gebüschen, auf den Blättern der Bäume, die in dem zauberhaften Lichte strahlten. Tief sog sie den Duft der Blumen ein, die nicht zu schlafen schienen, nicht die Köpfe gesenkt hatten, emporstrebten, als ob sie den Zauber der weißen Nacht einatmen, den blaßschimmernden Mond grüßen wollten.

Durch die bewegungslose Stille kam jetzt ein Ton, leise erst, dann anschwellend. Aus einer der Nachbarvillen kam es herüber, wie verweht aus der Ferne — ein Chopinsches Notturno.

Digitized by Google

Asta lauschte andächtig. Sie hatte die Hände gefaltet im Schoß liegen, eine große Sehnsucht stand in ihren Augen, in ihrem Herzen.

Die Töne zitterten in dem weißen Lichtmeer, wurden schwächer, wuchsen von neuem, bis zum Finale — dann wieder Totenstille.

„Kommen Sie, Herrin, es tut nicht gut. Die weiße Nacht nicht, auch die Musik nicht."

Asta erhob sich. Noch einmal blickte sie auf diesen Traum voll Glanz und Duft, dann ging sie ins Haus.

Während Mascha sie auskleidete, wich das Gefühl des Verlassenseins. Sie nahm wohl alles zu schwer. Sie durfte mit ihrem Manne nicht rechten, er hatte es gewiß nur gut mit ihr gemeint.

Er ließ sie ja oft allein, ging seine eigenen Wege. In dem so still gewordenen Hause fand er wohl keine Zerstreuung.

Plötzlich fiel ihr wieder der Brief der Mutter ein. Es gab also Krieg — Krieg mit Deutschland!

Mascha war gegangen, Asta lag und horchte nach dem Nebenzimmer, nach Schritten, ob ihr Mann nach Hause gekommen. Als alles still blieb, kamen wieder andere Gedanken, nicht mehr so versöhnliche wie vorher. Nikolai trieb sich umher, wie sie alle hier auf den Inseln taten, in den Theatern, in den Konzertgärten — sie hatte genug davon erzählen hören. Das war seine Zerstreuung, nach der er verlangte, bei ihr langweilte er sich.

Die Tränen flossen ihr über die bleichen Wangen. Wie unglücklich sie war! Ein herzzerreißendes Mitleid fühlte sie mit sich selbst.

Plötzlich hörte sie Geräusch. Er war gekommen. Sie hielt den Atem an und lauschte. Welch unsinnigen Lärm er machte, wie hart er auftrat, seine Schritte

Digitized by Google

schallten bis zu ihr herein. Ein Stuhl fiel um, polterte fort über den Boden, als ob ihn jemand mit dem Fuße weitergeschleudert hätte.

Auch einen Fluch hörte sie, dann ein kurzes Auflachen, jetzt fing er sogar an zu pfeifen.

Sie zog die seidene Decke über das Gesicht, sie wollte nichts mehr hören, ihr Herz klopfte wild.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Er kam in ihr Zimmer. Sie rührte sich nicht, tat, als ob sie schlafe, fühlte, wie seine Hände auf der Decke herumtasteten, sie von ihrem Gesicht zu reißen suchten.

„Asta, Astachen, liebes kleines — schläfst du?"

Durch die Decke hindurch vernahm sie seine Stimme. Ganz fremd klang sie ihr, so daß in ihr einen Augenblick der furchtbare Gedanke aufstieg, es sei ein Fremder, ein Einbrecher.

Da hatte er die Decke heruntergezogen, beugte sich über sie. Ein heißer, betäubender Atem wehte über ihr Gesicht.

Mit einem Ruck hatte sie sich erhoben: „Nikolai, pfui — du bist betrunken!"

Er lachte laut. „So was sagt man doch nicht. Ein Bauer betrinkt sich, in unseren Kreisen —"

Er konnte nicht weitersprechen, mußte sich die Hand vor den Mund halten, der Überfluß des genossenen Weines drang ihm in die Kehle.

„Pfui, Nikolai, geh fort, oder ich rufe um Hilfe! Ich graue mich vor dir, laß mich los! Du bringst mich um. Geh doch — geh sofort!"

Er taumelte durch die Tür, die er hinter sich zuwarf. Ihre letzten Worte hatten ihn wohl zur Besinnung gebracht.

Sie lag wie im Fieber. Ihre Glieder bebten, die Sinne wollten ihr schwinden.

Digitized by Google

In der halben Bewußtlosigkeit fühlte sie plötzlich, daß eine Hand ihr über Haar und Schläfen strich, ihr die Decke ordnete, eine Hand, die so milde, so mütterlich zu berühren verstand. Im Augenblick wußte sie: das ist Maschas Hand.

Sie faßte danach, umklammerte sie mit ihren Fingern, flehte mit zitternden Lippen: „Geh nicht fort von mir, bleib bei mir oder nimm mich mit!“

„Ruhig, ruhig, Seelchen, mußt dich nicht so aufregen. Ist nichts geschehen. Ist doch keine Sünde, hat einen Tropfen zuviel getrunken, morgen wird er abbitten. Warst ja auch vor einer Stunde trunken, als du draußen in der weißen Nacht saßest. Warst schon nicht mehr ganz auf Erden, glaubtest, du seiest zum Himmel geflogen. So sind sie, die weißen Nächte, sie verwirren die Menschen, machen sie toll. Die einen werden traurig, sehnen sich nach dem Tode — die anderen bleiben auf Erden, lachen, jubeln und trinken. Schlafen Sie jetzt, Herrin, der Schlaf bringt Frieden!“

* * *

Es war spät, als Asta am anderen Morgen erwachte. Die Sonne schien hell durch die geöffneten Fenster, das Laub der Bäume raschelte leise im leichten Winde, der vom Meere herüberwehte, die Spatzen flatterten und lärmten, schossen wie schwarze Punkte vorüber. Sie schloß von neuem die Augen, sie wollte den Tag mit seinem Leben nicht sehen, fühlte sich so müde und zerschlagen, daß sie liegen blieb und wieder zu schlafen versuchte.

Der Schlaf wollte aber nicht zurückkommen, die Erinnerung war mit ihr erwacht, das Häßliche, das Grauenvolle der Nacht stand vor ihr: sie sah ihren Mann, wie er sich mit stieren Augen über sie beugte,

Digitized by Google

spürte von neuem den Dunst, der ihr von ihm entgegenströmte, ihr Gesicht überflutete. Sie schauderte. War es möglich, daß sie das vergessen, daß sich das Bild je wieder verwischen konnte? Würde sie nicht immer daran denken müssen?

Sie konnte sich nicht vorstellen, wie das Leben nun so weitergehen sollte.

Nikolai würde kommen, wie Mascha prophezeit, und Abbitte leisten — so wie damals, als er sie mit Robert gesehen, einen so schimpflichen Verdacht gehabt. Es war ihr schwer genug gewesen, sich zurechtzufinden, aber der Bruder war bei ihr, hatte sie zu überzeugen verstanden, daß sie ihrem Mann nicht zürnen dürfe, daß seine Eifersucht der größte Beweis sei, wie lieb er sie habe.

Sie hatte sich beruhigen lassen, Frieden mit Nikolai gemacht, hatte geglaubt, daß alles wieder gut werden würde, als sie auch Olga nicht mehr zu fürchten hatte.

Jetzt war es aber viel schrecklicher — ihr Mann ein Säufer, er betrank sich wie ein Knecht, er würde sie gewiß eines Tages prügeln, wie betrunkene Bauern ihre Frauen prügeln.

Sie fürchtete den Augenblick des Wiedersehens mit ihm, es schien ihr alles zu Ende, sie quälte und ängstigte sich. Sie dachte nicht so modern wie viele Frauen, konnte sich nicht hineindenken, daß es möglich wäre zu tun, was jene fertig brachten, die ihre Männer tun ließen, was sie wollten.

Endlich stand sie auf und wollte sich, ohne Mascha zu rufen, ankleiden. Sie wollte nichts mehr von dem Vorfall hören.

Doch die Alte war nicht weit gewesen, hatte im Nebenzimmer gesessen und gewartet, daß die junge Herrin aufwache. „Kommen Sie, Herrin," sagte sie.

Digitized by Google

„Sie müssen frühstücken draußen auf der Veranda, die Luft wird Ihnen gut tun.“

Sie streifte ihr die seidenen Strümpfe über, hüllte sie in ein weiches, reich mit Spitzen verziertes Morgenkleid, umhegte und umsorgte sie, wie sie früher Marfa Balsanowa verhätschelt hatte.

„So, Herrin, so — —“

Als dann Asta behaglich in dem Korbsessel, halb vergraben in weichen seidenen Kissen, vor dem Frühstück saß, schickte Mascha den Diener fort.

„Geh nur, Grigori,“ sagte sie leise, „die Herrin will dich nicht.“ Dann nach einem Weilchen fing sie an: „Der Herr ist ausgefahren. Er schämt sich, er will den Tag vorübergehen lassen, ehe er zur Herrin kommt. Die Herrin soll sich erst beruhigen.“

Sie schwieg und sah Asta an. Als diese still blieb, sprach sie weiter. So vor sich hin, als ob sie mit sich selbst redete.

„Ist ja nichts weiter geschehen. Der Herr hat eben ein bißchen zu viel getrunken gehabt, das ist schon richtig. War doch aber das große Fest, nur einmal im Jahr kommt das vor —“

Asta horchte auf. „Ein Fest? Wir haben doch Trauer!“

„Na ja — es ist aber so. Die Herren Junker sind zu Offizieren ernannt, da geht es lebendig zu. In diesem Jahre noch ganz besonders. Zwei Tage lang haben die neuen Herren Offiziere frei, können tun und lassen, was sie wollen, kein Mensch darf ihnen dreinreden. Das junge Blut muß sich austoben, kommt doch eine schlimme Zeit. Der Dienst ist schwer, viele müssen auch fort in die Provinz, da ist es traurig. Die letzten Tage hier in der Hauptstadt müssen lustig verlebt werden. In den Theatern wird mitgespielt, in den Gärten, wo man Musik macht, sind die Herren Offiziere dabei. Aus-

Digitized by Google

gelassen, übermütig nehmen sie die Instrumente und tun so, als ob sie die Musiker seien. Dabei wird getrunken, viel getrunken, jeder will zeigen, was er vertragen kann —"

„Du sprichst so, als ob du schon dabei gewesen wärest — oder hat dir mein Mann befohlen, mir das alles zu erzählen?"

Mascha schüttelte den Kopf. „Das braucht's nicht, ich weiß das allein. Jeder Mensch in Petersburg kennt das. So viele gehen hin und sehen zu, wie die Herren Offiziere es treiben. Einen Monat früher als sonst hat der Kaiser befohlen, die jungen Herren in diesem Jahr zu Offizieren zu machen — es soll ja wohl Krieg werden — man spricht schon überall davon. Der Grigori und die anderen, die Kutscher, die Gärtner, die Hausknechte, heulen den ganzen Tag, haben Angst, daß man sie auch holt. Nur der Albert, der Kammerdiener, den sich der Herr aus Berlin mitgebracht, freut sich und pfeift den ganzen Tag. Er packt schon seine Sachen, er will fort nach seiner Heimat —"

Asta unterbrach sie aufgeregt. „Und der Herr —"

Einen Augenblick schwieg die Alte betroffen. Sie hatte wohl zu viel geschwatzt. Der Herr würde sie schön zausen, daß sie den Mund nicht gehalten. „Der Herr — behüte Gott! Der Herr braucht das nicht. Er muß nur diese Tage mitfeiern."

Asta war nicht beruhigt. „Und heute wird wieder getrunken?" fragte sie.

Mascha wußte nicht gleich eine Antwort. Es war schon so. Heute wurde wieder getrunken. Besser wohl, sie sagte es gleich der Herrin. „Der Herr darf sich nicht ausschließen, sonst sind die anderen böse. Es ist schon vorgekommen, daß sie einen, der nicht gekommen ist, nachts aus dem Bette geholt haben."

Digitized by Google

Asta stöhnte auf. Nun konnte sie sicher sein, daß Nikolai heute wieder betrunken nach Hause kam.

Mascha trat nahe an sie heran, strich ihr leise über die Haare. „Nicht böse sein, Herrin, nicht aufregen. Dem Herrn hat es sehr leid getan, daß die Herrin ihn so gesehen hat. Er wird sich heute gewiß in acht nehmen."

„Mascha — du mußt bei mir bleiben in der Nacht. Geh nicht fort von mir!"

„Ja, ja, Herrin, wie Sie befehlen."

* * *

Der Tag schlich langsam dahin, die Hitze war sehr groß, so daß Asta nicht mehr aus dem Zimmer gehen wollte. Erst als es Abend wurde, schlich sie auf die Veranda.

Dort saß sie und wartete.

Wieder webte die weiße Nacht um sie herum, doch sie hatte keinen Sinn mehr dafür, sie wartete auf ihres Mannes Rückkehr.

Ein paarmal schon war Mascha herausgekommen. „Herrin, gehen Sie schlafen. Es tut nicht gut, hier zu sitzen. Die Gedanken kommen wieder, die bösen Gedanken."

Doch Asta blieb. Sie hatte kein Wort gesagt, nur den Kopf geschüttelt.

Ein paar Augenblicke stand Mascha noch, dann ging sie zurück ins Zimmer. Dort setzte sie sich in eine Ecke, von wo aus sie die Herrin sehen konnte. Sie mußte in der Nähe bleiben — ganz sicher war es doch nicht, wie der Herr nach Hause kommen würde. Getrunken wurde heute noch mehr wie gestern, das wußte sie.

So saßen die beiden Frauen grübelnd und schweigend.

Plötzlich hob Asta den Kopf. Sie hatte Geräusch

Digitized by Google

gehört, das Getöse eines Autos, ganz fern noch. Ihr Herz fing an heftig zu schlagen. Das konnte nur Nikolai sein — ihre Villa lag abseits am Walde, wer sonst sollte um diese späte Stunde hierher kommen.

Sie stand auf und lehnte sich über die Brüstung der Veranda. Sie wollte den Wagen sehen, dessen Kommen sie gehört.

Die Bäume verdeckten den Weg, der nur hier und dort, wo sie weniger dicht beieinander standen, an freieren Stellen sichtbar wurde. Wie das Wasser eines Stromes glitzerte die Straße in dem Helldunkel der Nacht.

Das dumpfe Getöse kam näher, sauste durch die tiefe Stille — unsichtbar, gespensterhaft, so daß Asta, von Schauder erfüllt, die Augen schloß.

Plötzlich fühlte sie sich am Arme ergriffen. Mascha stand neben ihr und versuchte sie mit sich zu ziehen, ins Zimmer hinein.

„Der Herr kommt. Folgen Sie mir, Herrin! Sie dürfen ihm heute nicht begegnen!"

In nervöser Hast schüttelte Asta die Alte von sich. „Laß mich, ich erwarte meinen Mann."

Das Auto hielt unten an der Eingangspforte zum Garten, der Lenker war von seinem Sitz geklettert und hatte die Wagentür geöffnet. Drei Gestalten stiegen langsam heraus, hielten behutsam einen vierten in ihren Armen.

Die junge Frau hatte ihren Mann erkannt. Wie einen Toten brachte man ihn — ihren Mann.

Sie preßte die Hände an die Schläfen, ein „Pfui!" entrang sich ihren bebenden Lippen, doch wie gebannt starrte sie auf das entsetzliche Bild.

Nur einige Augenblicke, dann mußte sie sich schaudernd abwenden. Sie fürchtete sich vor dem Anblick.

Digitized by Google

Sie wollte nichts mehr sehen. Angstvoll umklammerte sie Maschas Arm. „Führ mich fort —“

Es war zu spät, Schritte ertönten auf der Treppe, in der lautlosen Ruhe, die ringsumher herrschte, bis hierheraus vernehmbar. Jetzt näher — dann wurde es still, die Schritte waren verhallt.

Asta hatte nicht die Besinnung verloren, sie hatte alles gesehen. Mit ihrer Last waren die drei Männer durch die Gartenpforte getreten, zwei in Uniform, ihr ganz fremde Menschen; der dritte — fast hätte sie aufgeschrien — sie hatte ihn erkannt: Ernst Adalbert Kahlenberg, ihr Vetter von der Botschaft. Bis in die Verwandtschaft drang also die Schande ihres Hauses.

„Kommen Sie, Herrin. Lassen Sie den Herrn schlafen.“

Asta richtete sich auf. „Du hast recht, ich darf ihn nicht sehen!“

Sie wollte aufstehen, schwankte, taumelte, fiel in den Sessel zurück.

„Ich kann nicht!“ stöhnte sie. „Laß mich hier, mir graut vor allem!“

So saß sie, ohne zu denken, in Verzweiflung.

Um sie herum schwindet langsam die weiße Nacht. In den fahlen Schimmer kommt Unruhe, im Kampf mit einem anderen, noch nicht erkennbaren Licht. Leise Vogelrufe werden hörbar — Asta nimmt nichts wahr, empfindet nicht die Kühle des nahenden Morgens, den leichten Wind, der vom Meere zu ihr herüberweht.

Sie weiß nicht, ob die Zeit stillsteht oder vorwärtsgeht.

Ringsumher ist die Welt nun voll erwacht. Die ersten goldenen Strahlen der Sonne sprühen hervor, vertreiben das weiße, unwahre Glitzern, tauchen das Laub der Bäume in lebendes Grün, geben den Blumen ihre Farbe zurück.

Digitized by Google

Ein flüsterndes Rauschen zieht durch den Wald, die zaghaften, zweifelnden Vogelstimmen werden kühner, tönen lauter, klingen jauchzend im Jubelruf dem jungen Tage entgegen.

An die Tür zur Veranda klopft es leise, Asta hört es nicht. Sie ist in sich zusammengesunken, hat die Augen geschlossen. Erst sich nahende Schritte reißen sie auf, sie streckt die Hände aus, in Abwehr — sie will nichts sehen.

Jemand beugt sich zu ihr, spricht zu ihr: „Asta — fassen Sie sich. Wir müssen doch ertragen, was das Schicksal uns bestimmt. Ein schreckliches Unglück —"

„Nennen Sie das ein Unglück? Ja, Sie haben recht, es ist ein Unglück, solche Schande ertragen zu müssen. Wozu versuchen Sie das zu beschönigen, Ernst Adalbert?"

Er schwieg verwundert. Sie sprach von Schande! War die Wahrheit nicht zu ihr gedrungen, wußte sie nicht, daß man einen Toten ins Haus gebracht hatte?

Er nahm ihre Hand, suchte nach Worten, die er ihr sagen, womit er sie auf das Schrecklichste vorbereiten konnte.

Sie tat ihm so unsäglich leid. Er bekam es nicht über sich, zu sprechen. Er stand stumm neben ihr und sah auf das bleiche, zarte Gesicht, auf die in Tränen schimmernden Augen.

Vor ihm erschien die eben durchlebte Szene. Er hatte mit einigen Bekannten in einem Kabinett eines großen Weinrestaurants gesessen, als plötzlich ein Lärm entstanden war. Der Direktor des Restaurants war hereingestürzt. In einem anderen Kabinett hatte eine Schar Offiziere, auch Herren in Zivil, getrunken, die Ernennung der Junker zu Offizieren, wohl auch die Mobilmachung gefeiert. Es war ein bißchen toll zu-

Digitized by Google

gegangen, man hatte sich einen Spaß machen wollen, mit den Champagnerflaschen nach den großen Spiegeln gezielt. Ein Wurf war fehlgegangen, eine Flasche dem einen der Herren an die Schläfe geflogen. Auf der Stelle tot — ein sehr vornehmer, reicher Herr. Ein Herr Balsanow, der bekannte Gestütsbesitzer. In fliegender Hast hatte das der Mann berichtet.

Als er den Namen gehört, den Namen des Mannes seiner Base, war er hingeeilt, hatte alles so gefunden, wie der Direktor berichtet: das Zimmer verwüstet, Tische und Stühle umgeworfen, die Teppiche mit Glasscherben bedeckt, von Champagner triefend.

In diesem Chaos lag Nikolai Balsanow mit blutendem Schädel.

Er selbst und ein paar ernüchterte Offiziere hatten den Toten nach Hause gebracht.

* * *

Asta stand vor der Tür am Wagenschlag.

„Sie kommen doch zurück, Herrin? Sie müssen zurückkommen! Versprechen Sie das der alten Mascha, denn das Haus darf nicht ohne Herrin bleiben!"

Asta konnte nicht antworten. Ihre Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie stieg ein und fuhr zur Bahn.

* * *

Jetzt stand sie am Fenster in der Wohnung ihrer Mutter und sah auf die sonntagsstille Straße hinunter, über die die nahende Dämmerung ihr weißes, mattes Licht warf.

Sie war wieder zu Hause! Es war ihr, als ob sie nie fortgewesen wäre.

Die alte, liebe Umgebung, nichts mehr von der glänzenden Pracht ihres Hauses in Petersburg.

Digitized by Google

Sie sehnte sich nicht danach zurück. Das lag alles hinter ihr, sie wollte nicht mehr daran denken. Sie konnte sich auch kaum noch erinnern, wie alles geschehen. Wie ein Traum war es an ihr vorübergerauscht.

Einige Tage schon nach der schrecklichen Nacht war der Krieg erklärt worden. Ihr Vetter Ernst Adalbert hatte sie zur deutschen Botschaft gebracht, mit dieser war sie nach Deutschland zurückgekehrt.

Gedankenvoll ließ sie ihre Augen noch immer auf der Straße haften, ein so sonderbares Zwielicht lag darauf. Ganz leise nahte sich ihr ein Erinnern.

Nicht gleich greifbar. Sie mußte suchen, wollte es festhalten, es entschwand, kam wieder zurück, wurde stärker —

Plötzlich wußte sie es: die weißen Nächte! Die letzte weiße Nacht stand vor ihr, die sie durchlebt, mit der unwahren Helligkeit, mit dem gespenstischen Schimmern.

Die weiße Nacht, in der man ihren Mann tot ins Haus gebracht.

Scheu blickte sie sich um. Das Zimmer lag in Dunkelheit, wie eine Gruft. Schaudernd wendete sie sich wieder dem Fenster zu.

Ein tiefes Aufatmen, ein erleichternder Seufzer. Auf der Straße flammten die Laternen auf, ihr Licht ließ den Spuk verschwinden. Die Gespenster waren gebannt.

Die Tür öffnete sich, die Mutter trat herein. Sie schlang ihre Arme um Asta, die sich an sie schmiegte.

„Mußt nicht immer so viel denken, Kind! Auch nicht im Dunkel sitzen. Das macht traurig. Warte, ich mache Licht."

Sie griff nach dem Umschalter an der Wand. Das elektrische Licht flutete durch das Zimmer.

Digitized by Google

„So. Jetzt kann man sich doch sehen. Hier ist auch ein Brief von Robert. Er ist gesund, fühlt nichts mehr in seinem Arm, wie er schreibt. Er hat sich nicht halten lassen, trotz Olgas Tränen. Wenn er auch nicht mitkämpfen kann, als Führer einer Sanitätskolonne mußte er wenigstens dabei sein. Auch von Ernst Adalbert schreibt er. Bei Verdun haben sie sich getroffen. Ernst Adalbert hat das Eiserne Kreuz —"

Asta hört still zu, was die Mutter erzählt. Sie denkt nicht zurück an Rußland, sie blickt in die Zukunft. Es muß doch auch einmal wieder Friede werden in der Welt.

Ende.

Digitized by Google

Und nähme ich Flügel der Morgenröte–

Kriminalroman von Theodor Kabelitz

(Nachdruck verboten)

Der Mann, der an einem Freitag mitten in der Nacht die Tür eines stattlichen Hauses in der Skalitzer Straße zu Berlin von außen aufschloß, hatte trotz der warmen Frühlingsluft den Rockkragen in die Höhe geklappt und den Hut tief in die Stirn gedrückt, genau wie es der Rentier Schwenndieck zu tun pflegte, wenn er etwas verspätet nach Hause kam.

Der Hausschlüssel, dessen sich der Mann bediente, befand sich an dem Bunde, das er Schwenndieck aus der Tasche genommen hatte, bevor er ihn liegen ließ draußen im Forst am Schlachtensee.

Drinnen auf der Treppe dämpfte der Mann den Tritt kaum mehr, als ein gesitteter Hausbewohner es zu tun pflegt, wenn er die Stunde seiner nächtlichen Heimkehr nicht gerade zu allgemeiner Kenntnis bringen möchte.

Auch der Schlüssel zum Korridor des ersten Stocks befand sich an dem erwähnten Bunde. Der Mann faßte ihn auf den ersten Griff, ein Zeichen, daß er ihn kannte. Nachdem sich die Tür wieder hinter ihm geschlossen hatte, zog er eine elektrische Taschenlaterne hervor. Im Schein derselben schritt er ohne zu zögern und ohne besondere Vorsicht nach den beiden Zimmern, die Schwenndieck von der verwitweten Frau Kemnitz als „möblierter Herr" gemietet hatte.

Der Mann wußte offenbar, daß die Wirtin mit ihrer Tochter Anna gerade an diesem Abend einer Einladung nach den Zelten zum Sommernachtsball Folge geleistet hatte. Indessen, wenn auch jemand durch einen Türspalt geblickt hätte, der Mann sah dem Rentier in Bart und Kleidung so ähnlich, daß eine Unterscheidung der Personen nicht wohl möglich gewesen wäre.

Digitized by Google

Die Tür zu Schwenndiecks Räumen schloß der Mann hinter sich zu. Die Rollläden an den Fenstern waren schon vorher von der Wirtin heruntergelassen worden. So durfte der Eindringling ohne Scheu die Lampe anzünden. Mit Benützung weiterer Schlüssel an dem erwähnten Bunde öffnete er darauf den Schreibsekretär und alle seine Schubladen. Nur die Wertpapiere, die sich ohne Schwierigkeit in Geld umsetzen ließen, steckte er ein. Dazu noch Schwenndiecks Steuerquittung. Alles übrige kam wieder an seinen Ort zurück. Die fremde Hand, die in allen Schubfächern gewesen war, blieb nirgends erkennbar.

Im Zimmer nebenan stand Schwenndiecks Bett. Der Mann streckte sich lang darauf aus, drehte sich auch mehrmals herum, wie ein Schlafender es zu tun pflegt. Als er aufstand, sah das Lager aus, als ob es die ganze Nacht in gewohnter Weise benützt worden wäre.

Unbemerkt, wie er hineingekommen, verließ der Mann wieder das Haus. Wer ihn die Treppe hätte hinabsteigen sehen, konnte nur glauben, Schwenndieck sei plötzlich zum Nachtschwärmer geworden.

Einmal draußen, schritt der Mann nach dem Zentrum der Stadt. Von der Köpenicker Brücke aus schleuderte er das Schlüsselbund in die Spree. Dann ging er wie nach wohlgelungenem Werk in ein noch geöffnetes Restaurant, um noch etwas zu essen, und begab sich schließlich in ein Hotel.

Am nächsten Tag wurden die Wertpapiere in Gold und Kassenscheine umgetauscht. Nicht alle an derselben Stelle, sondern Stück für Stück — eines hier, das andere in einem anderen Geschäft. Wo es nötig war, diente der gestohlene Steuerzettel als Ausweis.

Als der Fremde am Abend mit dem Eilzug nach Hamburg fuhr, trug er außer barem Gelde einen hohen

Digitized by Google

Kreditbrief auf die Bank von England in der Tasche. Auf dem Passagierdampfer „Northumberland“ schiffte er sich nach London ein.

Nach einer Überfahrt von vierzig Stunden betrat er den Boden des Inselreiches. Er hatte nicht nötig, sich zurechtzufragen. Vollkommen ortskundig bestieg er den Zug, der ihn ins Innere von London trug.

Im Straßengewirr der Weltstadt tauchte er unter.

Bei Frau Kemnitz in der Skalitzer Straße blieben am Morgen nach dem Sommernachtsball die Vorhänge an den Fenstern bis über Mittag heruntergelassen.

Als Anna von ihrer Mutter endlich geweckt wurde, lachte sie hellauf. „Zwei ist's, sagst du? Ist wohl nicht möglich!“

„Ja, es ist höchste Zeit!“ schalt Frau Kemnitz. „Was denkt bloß Herr Schwenndieck! Keinen Kaffee am Morgen! Solange er bei uns wohnt, ist so was nicht vorgekommen.“

„Er weiß ja, wo wir waren. Und daß wir erst spät nach Hause gekommen sind, kann er sich denken. Natürlich ist er ins Café gegangen, als ihm die Zeit zu lang wurde. So etwas Furchtbares kann ich dabei nicht finden.“

„Es gehört sich nicht,“ beharrte Frau Kemnitz. „Wenn ich ein Vergnügen habe, darf kein anderer darunter leiden.“

Herrn Schwenndiecks Zimmer wurden in Ordnung gebracht. Wenn er wiederkam, wollte Frau Kemnitz sich entschuldigen.

Aber der Mieter kam nicht, und am Sonntagmorgen war sein Bett unberührt. Als Schwenndieck auch am Montag und Dienstag nicht sichtbar wurde, ging Frau Kemnitz zur Polizei.

Digitized by Google

Daß ein lediger Mann, ein Rentier obenein, sich ein paar Tage nicht sehen läßt, könne doch niemand sonderlich in Erstaunen setzen, wurde ihr bedeutet.

„Hat er denn seine Miete bezahlt?“ fragte der Beamte noch.

„Ja.“

„Haben Sie etwas Auffälliges an ihm bemerkt?“

„Nein.“

„Na also! Er wird schon wiederkommen. Vorläufig ist in der Sache nichts zu tun.“

Am Donnerstag berichteten die Zeitungen, im Wald am Schlachtensee sei die Leiche eines gutgekleideten Mannes gefunden worden. Ob Mord oder Selbstmord vorlag, sollte durch die angeordnete Leichenöffnung festgestellt werden.

Im weiteren Verlauf der Untersuchung ergab sich, daß der Tote, ein Rentier Schwenndieck aus der Skalitzer Straße, sich mit Zyankali vergiftet hatte, denn offenbar lag Selbstmord vor.

Gegen die Annahme eines Verbrechens sprach besonders der Umstand, daß sich bei der Leiche noch die Börse und die wertvolle goldene Uhr vorgefunden hatten. Es schien auch undenkbar, daß ihm das schnell wirkende Gift von fremder Hand beigebracht worden sein konnte, ohne daß die geringste Spur angewendeter Gewalt darauf hindeutete.

Für die Annahme von Selbstmord sprach auch die Tatsache, daß unter dem Nachlaß in der Wohnung des Verstorbenen, der bisher allgemein für einen wohlhabenden Mann galt, nennenswerte Vermögensbestände nicht vorgefunden wurden. Kisten und Kasten befanden sich in vollster Ordnung. Diebstahl oder Raub schien um so mehr ausgeschlossen, als das Bett des Rentners noch in der Nacht vom Freitag zum Sonn-

Digitized by Google

abend benützt worden war. An den folgenden Tagen befand sich nach der Bekundung von Frau Kemnitz stets jemand in ihrer Wohnung, so daß es für einen Fremden völlig unmöglich war, das Zimmer des Verstorbenen unbemerkt zu erreichen. Wahrscheinlich hatte Schwenndieck durch unglückliche Spekulationen sein Vermögen verloren und darauf selbst Hand an sich gelegt.

Der Fall war also zwar nicht in allen seinen Einzelheiten klargestellt und würde voraussichtlich auch niemals ganz klargestellt werden, aber nach Lage der Umstände schien ein Verbrechen wenig wahrscheinlich, wenn nicht völlig ausgeschlossen.

Nach diesen Feststellungen war der „Fall Schwenndieck" sozusagen auf dem toten Punkt angekommen.

Aber Schwenndieck hinterließ Verwandte. Mit diesen Vettern und Basen, Neffen und Nichten war Schwenndieck bei Lebzeiten vollständig zerfallen gewesen. Bei Hochzeiten und anderen Familienfesten blieb er ohne Entschuldigung einfach fort, um das Geschenk zu sparen. So kümmerte man sich im Lauf der Zeit nicht mehr viel um ihn. Er selbst hatte seine Verwandten geradezu gehaßt — aus keinem anderen Grunde, als weil sie ihn dereinst beerben würden. Der Gedanke, sich schließlich doch von seinem Gelde trennen zu müssen, war seines Lebens Bitternis.

Aufhäufen, wenn's nichts kostete — ja! Zusammenscharren, wenn der bereits vorhandene Besitz nicht dadurch gefährdet wurde — mit Wonne! Aber etwas wagen auf die unsichere Aussicht, zu gewinnen — niemals! So hatten die Verwandten den Rentner von früher her in Erinnerung. Darum wollte es ihnen durchaus nicht einleuchten, daß der Erbonkel sein Vermögen verspekuliert haben sollte. Dazu war Schwenndieck ganz und gar nicht der Mann gewesen.

Digitized by Google

Nach Schwenndiecks Tode gab es also viel Gerede im Kreise der Verwandten. Gar oft versammelte man sich, um die Sache zu besprechen. Ganz gern hätte man ein Ermittlungsinstitut mit der Aufklärung des Todesfalls betraut, aber wer sollte die Kosten bezahlen? Wenn nichts herauskam, war dieses Geld auch noch weggeworfen.

Bei Gelegenheit einer der Zusammenkünfte machte nun Walter Schmidt, ein junger Bankbeamter, die Bemerkung, es sei doch recht auffallend, daß sich in Schwenndiecks Nachlaß weder ein Schlüssel gefunden, mit dem seine Behälter sich öffnen ließen, noch ein Steuerzettel. Wer überhaupt Licht in die Sache bringen wolle, müßte nach seiner Meinung heimlich und unerkannt an der Stelle zu forschen beginnen, wo der Verstorbene zuletzt gewohnt hatte. Niemand könne zum Beispiel wissen, ob nicht Schwenndiecks Wirtin —

Als Walter Schmidt an dieser Stelle zu sprechen aufhörte, starrten ihn alle Anwesenden vor Verwunderung sozusagen mit offenem Munde an. Daran hatte noch niemand gedacht.

Schließlich stand Onkel Wassermann, ein Junggeselle von etwa fünfzig Jahren und von der jüngeren Generation bereits als Erbonkel in Aussicht genommen, gewichtig vom Stuhle auf. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit trat er zu Walter Schmidt und legte die Hand auf seine Schulter. „Junge," sagte er, „Junge, das ist ein Gedanke! Und du selbst mußt die Sache in die Hand nehmen. Ich denke so: Bare Auslagen werden dir ersetzt. Und wenn es dir gelingt, das Geld herbeizuschaffen, zahlt dir jeder Erbe zehn Prozent von seinem Anteil als Honorar."

„Zwanzig Prozent!" sagte Walter Schmidt, der Bankbeamte.

Digitized by Google

Schließlich kam man überein, daß Walter Schmidt fünfzehn Prozent der Summe vorweg erhalten sollte, die er den Erben retten würde.

Die Sturmstraße liegt ziemlich weit im Norden der Reichshauptstadt. In der dritten Etage des Hauses Nummer 69 B befand sich zwar kein photographisches Atelier, aber trotzdem wurde von den Bewohnern eine Blitzlichtaufnahme ins Werk gesetzt. Die Vorbereitungen waren seltsam genug.

Auf einem mit schwarzem Tuch behängten und von demselben vollständig verdeckten Katafalk stand ein offener Sarg, innen mit weißem Stoff ausgeschlagen. Auch das Kissen am Kopfende fehlte nicht. Ein wenig zur Seite ruhte der abgehobene Deckel mit jedem Ende auf einem Stuhl, als warte er des Augenblicks, in dem er über die Leiche gedeckt werden sollte. Zu Häupten des Sarges waren hohe Leuchter aufgestellt, aber die Kerzen brannten noch nicht. An den Seiten und am Kopfende jenseits der Leuchter zog sich in geringem Abstand eine Dekoration im Halbkreise um den Katafalk, eine Art Kulisse wie im Theater, bemalt mit Palmen und exotischen Pflanzen in Kübeln. Der ganze Aufbau gab das Bild eines Zimmers, bevor die Leichenfeier beginnt. Nur der Tote fehlte im Sarge.

Eine junge Dame in Trauergewändern legte die letzte ordnende Hand an die Aufstellung. Sie änderte hier, verbesserte dort und ließ zuletzt den Blick prüfend über das Ganze gleiten. Der Aufbau befriedigte ihr offenbar geschultes Auge.

Nunmehr stieg sie die Stufen einer Stehleiter hinan, die in einiger Entfernung aufgestellt war. Dort oben hatte man schon vorher einen photographischen Apparat befestigt, dessen Objektiv die junge Dame jetzt auf den

Digitized by Google

Trauerrahmen unten im Zimmer einstellte. Als sie auch damit fertig und von der Leiter wieder heruntergestiegen war, schüttete sie das Pulver zum Blitzlicht an seinen Ort, fügte auch einen Streifen Salpeterpapier als Lunte zum Abbrennen ein, ohne indessen Feuer daran zu legen.

Nunmehr wandte die junge Dame ihre Augen nach dem Eingang zum Nebenzimmer. Die Tür stand halb offen, aber zu sehen war niemand.

„Bist du fertig, George? Hier ist alles in Ordnung."

„Einen Augenblick Geduld, Ursel! Die Maske muß vollkommen sein. Fehlt die Ähnlichkeit, so ist alle Arbeit verloren. Und mehr als das! — Aber ich bringe das Gesicht schon noch heraus! Es soll und muß gelingen! Ich sehe alle Tage mehr ein, wie gut es war, daß ich mich früher neben anderen Dingen auch mit der edlen Frisierkunst befaßte. "

Die Dame lachte erheitert. „Was hat mein lieber Bruder wohl nicht alles gelernt!"

Auch jenseits der Tür klang halblautes Lachen. Dann kamen die Worte: „Na ja — es geht! Am meisten freut mich, daß ich fliegen kann. Auf dem Platz in Johannisthal ernte ich jetzt Lorbeeren."

„Das Ende wird sein, daß ich eines Tages deine zerbrochenen Knochen auf dem Felde zusammensuchen muß."

„Man soll mit seiner Zeit Schritt halten, Ursel! Früher war das Auto das Höchste. — Weißt du noch — damals in Mexiko, wo ich mich als Chauffeur betätigte?"

„Ich weiß. Bei Götze. Übrigens sorgst du heute abend dafür, daß mir der Mann nicht aus dem Gedächtnis kommt."

„Er baut jetzt Motore in Rio und konstruiert Flugmaschinen."

Digitized by Google

„Wie kannst du das wissen?“

„Ich hab's gelesen. — Eine tolle Geschichte — damals in Mexiko! Schade, daß sie nichts einbrachte! Ich mußte ein wenig übereilt abreisen — leider!“

„Ich vielleicht nicht? Buchstäblich durch dick und dünn!“

„Laß gut sein, Ursel — wir sind und bleiben aufeinander angewiesen. Daß wir treu zusammenhalten, hat uns ein gut Stück vorwärtsgebracht und wird uns auch noch weiterhelfen.“

„Aber das Fliegen solltest du aufgeben, George. Es macht mir Sorge.“

„Gefahr hat mich noch niemals geschreckt, das solltest du wissen, kleine Ursel. Es liegt etwas Dämonisches darin, das mich reizt und lockt. Und nebenbei — kein Mensch kann wissen, ob es ihm nicht eines Tages wünschenswert scheint, einen Sprung in die Wolken zu machen und durch die Lüfte zu fahren. — Aber nun bin ich fertig. Zünde die Wachskerzen an!“

In der Tür des Nebenzimmers erschien ein Mann von etwa dreißig Jahren, in Kleidung und Haltung durchaus Gentleman. Den dunklen Bart trug er kurz geschnitten nach Art der Überseer. Aber das Gesicht war ein wahres Totengesicht.

Die junge Dame hatte inzwischen die Kerzen angezündet. Nun ließ sie die Augen prüfend über ihren Bruder hingleiten. Sie nickte befriedigt. „Wie aus den Augen geschnitten — nur leichenhaft. Du bist ein Künstler, George!“

„Wenn du es sagst, darf ich mich vertrauensvoll in den Sarg legen. Reich mir beim Hinaufsteigen die Hand, Ursel, daß ich nichts umstoße!“

Dann ruhte der Herr mit geschlossenen Augen auf dem unheimlichen Lager. Die junge Dame legte seine

Digitized by Google

Hände der Sitte gemäß entsprechend ineinander und strich die Falten aus dem weißen Stoff. Einen Augenblick verweilte sie mit gesenktem Haupt und verschlungenen Händen wie schmerzversunken an dem Sarge, um die Stellung zu proben. Dann war sie mit ihren Vorbereitungen an dieser Stelle zu Ende. Das elektrische Licht wurde abgedreht.

Im Dämmerschein der Kerzen stieg Ursel noch einmal die Trittleiter zu dem photographischen Apparat hinauf und warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel der Kamera. Alles war in Ordnung.

„Bist du bereit, George?"

„Ich warte, Ursel."

„Vergiß nicht, die Augen geschlossen zu halten!"

Mit raschem Griff entfernte die junge Dame die Verschlußklappe am Objektiv, dann war sie schnell unten, um den Funken an die Lunte zum Blitzlicht zu legen.

Während er sich leise knisternd daran weiterfraß, eilte sie auf ihren Platz am Sarge, den sie vorhin probeweise eingenommen hatte.

Grell flammte der Blitz durch das Zimmer. Eine Sekunde nur, dann war es, als sei der ganze Raum in nächtliches Dunkel getaucht. Die brennenden Kerzen zu Häupten des Sarges schienen erst allmählich ihre Leuchtkraft zurückzugewinnen.

„Bleib, wo du bist, George! Ich werde die Platte schnell entwickeln. Falls etwas nicht nach Wunsch geraten ist, müssen wir die Sache gleich noch einmal machen."

Alles Erforderliche war vorher bereitgestellt. Als die rote Lampe brannte, blies Ursula die Kerzen am Sarge aus und legte darauf die Platte in die Entwicklungsflüssigkeit.

Eine Zeitlang blieb es totenstill in dem Gemach. Neben der Schale mit der Platte glühte purpurn die

Digitized by Google

Flamme der Lampe, der ganze übrige Raum lag in völliger Dunkelheit.

Ursula folgte mit sachverständiger Aufmerksamkeit dem Fortschritt in der Entwicklung der Platte. Dann nahm sie das Gespräch wieder auf.

„Wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen, George?“ fragte sie. „Ich meine mit dem Bilde.“

„Wie das so geht. Drüben war es, während meines Aufenthalts in England, wo ich die drei Vorträge hielt. Ich lese die Zeitungen stets sehr aufmerksam. So fand ich unter den Telegrammen der ‚Times‘ die Nachricht, daß unser Bekannter jenseits des Wassers bei einem Probeflug mit einer Maschine seiner neuesten Konstruktion abgestürzt ist, so daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Diese Notiz in Verbindung mit dem Umstand, daß Rio weit und nicht so rasch zu erreichen ist, gab mir den Anstoß. Da wir beide den Mann von Angesicht kennen, mußte die Sache durchführbar sein. In England segelte ich unter amerikanischer Flagge. Die Propheten von drüben werden noch immer am meisten geschätzt und am besten bezahlt. Von früher her wußte ich die Adresse der verwitweten Frau Götze hier in Berlin. Ich habe die Dame wiederholt im Klub der Okkultisten gesehen. Sie gilt dort viel. So eine Art Protektorin ist sie. Nach ihren überseeischen Beziehungen habe ich mich unter der Hand erkundigen können. Alles paßt vorzüglich. Die Dame ist reich. An diese Frau schrieb ich — immer unter amerikanischer Firma — betreffs dreier Vorträge und stellte zugleich das nie geschaute Wunder in Aussicht. Dann bildete sich hier ein Komitee. Es kam eine Einladung für mich. Na, so ging's weiter. Wenn unsere Vorbereitungen beendet sind, können die Séancen beginnen. — Wie steht's mit der Platte?“

Digitized by Google

„Einen Augenblick noch. Ich habe sie schon ins Fixierbad gelegt.“

Mit kritischem Auge prüfte Ursula das fertige Bild vor dem durchscheinenden Licht der roten Lampe, dann drehte sie das elektrische Licht auf, daß es hell wurde im Zimmer.

„Du darfst aufstehen, George. Die Aufnahme ist gelungen.“

„Ihre Verwendung wird auch gelingen, hoffe ich. Es muß sehr eindrucksvoll sein, wenn aus der dunklen Höhe gleichzeitig eine Stimme tönt.“

„Was für eine Stimme?“

Er lachte. „Du weißt doch, daß ich das bei meinen — Vorträgen brauche!“

Frau Kemnitz war Eigentümerin des schuldenfreien Zinshauses, in dem sie wohnte, und nebenbei eine überaus stattliche Witwe. Ein Mädchen hielt sie nicht, obschon ihre Mittel das sehr wohl erlaubt hätten. Wenn eine Nachbarin ihr solchen Gedanken nahelegte, konnte sie sogar sehr eifrig werden.

Dagegen vermietete sie zwei möblierte Zimmer von ihrer eigenen Wohnung an einen einzelnen Herrn, nicht des baren Vorteils halber, sondern aus Gründen größerer Sicherheit. „Eine Mannsperson im Hause flößt den Räubern und Spitzbuben mehr Respekt ein als zwei einzelne Frauen,“ sagte sie.

Mit Schwenndieck hatte Frau Kemnitz freilich kein Glück gehabt. Aber nun erst recht nahm sie nicht jeden Beliebigen in ihre Wohnung.

Da kam aber eines Morgens ein junger, netter Mann. Walter Schmidt nannte er sich. Er vermochte sich als Buchhalter in einem großen Bankgeschäft auszuweisen, er gefiel ihr und durfte einziehen.

Digitized by Google

Von seiner eigentlichen Absicht hatte Frau Kemnitz freilich keine Ahnung. Wäre ihr nur der entfernteste Gedanke gekommen, zu welchem Zweck der junge Buchhalter gerade in ihr Haus zog, und wie der Satz lautete, den er bei der Beratung im Kreise von Schwenndicks Erben nicht zu Ende sprach, nun und nimmer hätte Walter Schmidt einen Fuß über die Schwelle der Damen gesetzt. Aber Frau Kemnitz ahnte nichts, und der Buchhalter vergaß seinen Nebenberuf, sobald er der Haustochter vorgestellt wurde.

Anna Kemnitz machte mit ihren achtzehn Jahren durchaus den Eindruck eines jungen Mädchens, das noch nicht zum Bewußtsein des Weibes erwacht ist. Über ihre ganze Erscheinung war der Duft erster Frühlingstage ausgegossen, bevor die steigende Sonne die Knospen zur Entfaltung bringt. Wenn jemand diese blütenweiße Stirn, auf die die flachsblonden Löckchen neckisch hinunterhüpften, mit unheilvollen Anschlägen betreffs Schwenndieck in Verbindung gebracht haben würde, Walter Schmidt hätte solchen Verdacht verbrecherisch genannt. Es tat ihm wohl, in das frische, lichtvolle Gesicht zu schauen.

So machte er seine eleganteste Verbeugung und setzte seine Worte so ansprechend, daß sie in Verbindung mit dem dunklen Schnurrbart, unter dem sie hervorklangen, einen durchaus empfehlenden Eindruck hervorbrachten.

Nachdem Walter Schmidt seine Sachen in Schrank und Schubladen untergebracht, saß er allein auf dem Sofa, auf dem vor ihm Schwenndieck heimisch gewesen war. Da überfiel ihn die Erinnerung mit erdrückender Gewalt.

Der Nachforschungen halber befand er sich an diesem Ort! Um einen Mord aufzuklären! Wie hatte er nur

Digitized by Google

glauben dürfen, in diesem Hause die Schuldigen oder Mitschuldigen zu finden! Er schämte sich vor sich selber. Niemals durften die Damen Kemnitz nur die leiseste Ahnung haben von seinem früheren Verdacht. Lieber wollte er sich selbst für den Mörder halten, als daß er Mutter und Tochter fürderhin mit solchen Gedanken zu nahe trat.

Dieser Vorsatz war sein erster Erfolg als Detektiv im Nebenberuf. Wie in stummer Abbitte befleißigte er sich von nun an doppelter Höflichkeit.

Aber die steife Förmlichkeit hielt nicht stand vor dem lachenden Blick aus Annas Augen, so strahlend blau wie Kornblumen. Die junge Dame freute sich des neuen Mieters. Sie nahm ihn ohne Hintergedanken als guten Kameraden für sich in Anspruch, und bald waren die beiden auf dem Standpunkt harmloser, freundschaftlicher Neckerei angekommen.

Onkel Wassermann hütete sich vorläufig, den Neffen in seiner neuen Behausung aufzusuchen. Er sorgte auch dafür, daß die übrige Verwandtschaft fernblieb. Die Nachforschungen müßten ganz heimlich betrieben werden, sagte er. Aber wenn er am dritten Ort mit Walter Schmidt zusammentraf, pflegte er sich sehr eingehend nach den Fortschritten zu erkundigen.

Bei solchen Gelegenheiten legte der junge Herr dreimal die Hand ins Feuer für Mutter und Tochter Kemnitz — in Gedanken natürlich. Im übrigen erging er sich in dunklen Reden, daß er noch nichts sagen könne und sagen dürfe. Ihm war nicht ganz wohl bei der Sache. Er wußte eben nichts und sah auch keinen Weg, etwas zu erfahren.

Eines Tages glaubte Walter Schmidt aus allerhand kuchendurchdufteten Anzeichen entnehmen zu müssen, daß sich in der Familie Kemnitz eine Feier vorbereitete.

Digitized by Google

Auf seine Anfrage hatte Anna nur ein spitzbübisches Lachen. „Sie mögen wohl gern Kuchen? Ich rieche nichts!“ Sie zog das Näschen kraus, als ob sie schnuppere. „Ich rieche wirklich nichts!“

Aus dieser Ableugnung schloß der junge Herr nicht ohne inneren Grund, daß die Haustochter selbst im Mittelpunkt der Feier stehen werde. Er wendete sich diskret an Frau Kemnitz, und die Dame vertraute ihm ebenso diskret an, ihre Tochter vollende am nächsten Tage das achtzehnte Lebensjahr.

Vielleicht war es ein Rest von heimlichem Schuldbewußtsein in Erinnerung an früheren Verdacht, wodurch Walter Schmidt zu der Überzeugung gedrängt wurde, der Festtag dürfe ihn nicht ungerüstet finden.

Am Abend erstand er sechs der schönsten langstieligen Rosen, wahre Prachtexemplare. In Seidenpapier trug er das duftige Angebinde nach Hause. Dort aber überfiel ihn der Schrecken. Wo würde er die Blumen während der Nacht verwahren, damit sie nicht welk wurden? Wasser mußten sie haben, sonst gingen Duft und Blütenpracht verloren. Von Frau Kemnitz durfte er sich kein Gefäß leihen, dadurch würde ja die Überraschung verdorben.

Walter Schmidt sah sich im Zimmer um. In einer Ecke stand eine bemalte Vase auf einem Untersatz, darin ein paar künstliche Blumen als Schmuck. Das war, was er brauchte.

Er nahm das Gefäß herunter und zog den papierenen Zierat heraus. Als er einen Blick in den Hohlraum der Vase warf, gewahrte er darin noch ein zusammengerolltes Blatt. Auch dieses zog er hervor und versorgte dann seine Rosen aufs beste mit Wasser.

Ohne sich viel dabei zu denken, wickelte Walter Schmidt die kleine Papierrolle aus dem Glasgefäß

Digitized by Google

auf. Seine Augen, anfangs gleichgültig, wurden plötzlich starr. Was er in der Hand hielt, war nicht mehr und nicht weniger als ein nach Titeln und Nummern wohlgeordnetes Verzeichnis von Wertpapieren.

Es war ein hübsches Vermögen, das da aufgeschrieben stand. Wer hatte das Verzeichnis in die Vase gesteckt? Vorsichtige Leute ohne feuer- und diebessicheren Geldschrank pflegen dergleichen getrennt von den Wertstücken aufzubewahren, um im Fall des Verlustes in den Nummern und Titeln Deckung zu haben.

Den Gedanken an Frau Kemnitz ließ der junge Mann ohne weiteres fallen. Die Dame hatte in den von ihr selbst benützten Zimmern Platz genug, wenn sie dergleichen verstecken wollte und zu verstecken hatte. Nur der frühere Bewohner dieser Räume konnte das Blatt in die Vase getan haben — Schwenndieck, sein Verwandter, der so geheimnisvoll starb, und dessen Vermögen verschwunden war. Richtig! Da stand ja sogar der Name des alten Herrn unten am Rande des Papiers. Walter Schmidt beglückwünschte sich. Jetzt hatte er einen wirklichen Erfolg aufzuweisen — dank Annas Geburtstag. Das Verzeichnis legte er in seine Brieftasche. Er würde im Geschäft darauf achten, ob eine der Effekten durch seine Bücher ging. Aber den Damen Kemnitz wollte er nichts von seinem Funde erzählen, um sie nicht zu beunruhigen. Er hätte sonst beichten müssen, weshalb er zu ihnen gezogen und in welchem Verhältnis er zu Schwenndieck und seiner Hinterlassenschaft stand.

Der Morgen des Festtags verlief in angenehmster Weise. Als Anna Kemnitz ihr Näschen senkte, um den Duft der Rosen einzusaugen, die dank der aufgewendeten Sorgfalt in voller Frische prangten, blühten ihre Wangen wie ein warmer Frühlingstag. Über die

Digitized by Google

Blumen hinweg begegneten ihre lachenden Augen den Blicken des Spenders, so daß Walter Schmidt darob alle Wertpapiere der ganzen Welt nebst zugehörigen Verzeichnissen vergaß. Als er sich auf den Weg ins Geschäft machte, trug er eine Einladung für den Abend mit sich fort.

Noch niemals hatte der Buchhalter die Geschäftsstunden so lang und langweilig gefunden wie an diesem Tage. Endlich gingen sie doch vorüber. Und dann saß er als einziger Herr zwischen einem halben Dutzend liebreizender Mädchen, eine immer freundlicher als die andere. Und alle trugen den Schalk in den Augen und auf den Lippen, so daß der junge Mann gar nicht wußte, wohin er sich zuerst wenden sollte.

Anna Kemnitz ging ab und zu. Ihre Augen wachten, daß es nirgends an etwas fehle.

Wieder klang draußen die Glocke, und wieder ging die Haustochter hinaus, um nachzusehen. Die Tür zum Korridor blieb halb geöffnet hinter ihr, so daß man die Stimmen draußen unterscheiden konnte.

„Ah — Herr Fröhden!“ Anna rief es, und helle Verwunderung klang aus ihrem Ton. „Wo in aller Welt kommen Sie denn her?“

„Geradeswegs aus Paris, mein verehrtes Fräulein Kemnitz. Ich habe mich beeilt, um heute noch rechtzeitig als Gratulant antreten zu können. Meinen allerherzlichsten Glückwunsch!“

„Das scheint ja eine gewaltige Freundschaft da draußen,“ dachte Walter Schmidt. Seine Blicke richteten sich unwillkürlich auf die Tür. Wie sah dieser Herr Fröhden aus, der aus Paris kam, nur um Anna Kemnitz zum Geburtstag zu gratulieren?

Dann erschien ein Mann auf der Schwelle, gut gekleidet, von guter Haltung, ohne jeden Bart, das Haar

Digitized by Google

überall gleichmäßig zurückgeschnitten. Etwa dreißig Jahre mochte er zählen.

„Bis auf Haar und Bart der richtige Heiratskandidat," dachte wieder Walter Schmidt. „Wie kann sich ein Mann in diesem Alter nur den Kopf derart verschandeln lassen!" Die Verbeugung, mit der er die Vorstellung des Ankömmlings quittierte, fiel recht gemessen aus. Der Mann gefiel ihm ganz und gar nicht.

Auch bei längerem Zusammensein mit Fröhden wurden die Gefühle des jungen Buchhalters nicht freundlicher. Und doch tat der neue Gast nichts anderes, als was die Leute im allgemeinen tun, wenn sie die Menschen kennen und die Welt gesehen haben. Er stellte sein Licht nicht unter den Scheffel. Aber Walter Schmidt hatte sich zu wohl gefühlt als einziger Herr zwischen den sprühenden Augen und den plappernden Mäulchen, als daß er jetzt ohne inneres Murren den Teilhaber hingenommen hätte. Er fand das verbindliche Lächeln um Fröhdens bartlose Lippen einfach unausstehlich. Er ärgerte sich über dieses Lächeln, besonders wenn es an seine Adresse gerichtet war. Spöttisch überlegen kam es ihm vor, boshaft in erheuchelte Liebenswürdigkeit gekleidet.

Den jungen Mädchen aber war der Mann offensichtlich überaus interessant.

Anna Kemnitz ging hin und her zwischen ihren Gästen. Sie goß die Schale ihrer Liebenswürdigkeit in gerechtem Maß über alle aus. Männlein und Weiblein wurden gleicherweise bedacht, Fröhden nicht minder als Walter Schmidt.

Aber gerade der letzte Umstand versetzte den Buchhalter in nervöse Unruhe. Wie Fröhden jetzt wieder vor der Haustochter stand! So siegessicher und überlegen! Er wollte gar nicht hören, was der ihm so un-

Digitized by Google

sympathische Mensch zu Anna Kemnitz sprach, und konnte doch nicht hindern, daß plötzlich Schwenndiecks Name an sein Ohr schlug. Da wurde er aufmerksam.

„Ja, wissen Sie denn das noch nicht?“ fragte die junge Dame.

„Woher sollte ich's denn wissen, gnädiges Fräulein? Nicht die leiseste Ahnung hatte ich bis zu diesem Augenblick. Ich bin erst vorgestern abend aus Paris gekommen, wie ich schon sagte. Heute hoffte ich ihn hier zu treffen. — Armer Freund! So zu enden!“

Walter Schmidt war tiefsten Erstaunens voll. Dieser verhältnismäßig jugendliche Mann, der eben aus Paris kam, nannte Schwenndieck seinen Freund, denselben Schwenndieck, der mit keinem Menschen aus seiner eigenen Familie verkehrt hatte! Das mußte jedenfalls eine seltsame Freundschaft gewesen sein.

Dann setzte man sich zum Abendessen. Walter Schmidt, innerlich ergrimmt, daß auch Fröhden Platz nehmen durfte, dieser selbst nach allen Seiten hin verbindlich, die liebenswürdige Heiterkeit in Person. Die jungen Damen lachten und schwatzten. Zwischen ihnen saß das Geburtstagskind, immer von neuem besorgt, daß auch alle Gäste von den guten Sachen tüchtig nahmen. Frau Kemnitz, an einer Schmalseite des Tisches sitzend, war die Respektsperson und höchste Instanz.

Unter den jungen Damen entstand ein heimliches Kichern und Flüstern. Auch Anna Kemnitz wurde davon angesteckt. Offenbar hatte man ein sehr interessantes Thema zu verhandeln.

„Na, was habt ihr denn schon wieder?“ fragte Frau Kemnitz.

Da war es das Geburtstagskind, das allen vernehmlich die Frage stellte: „Glauben Sie an Hexerei, Herr Schmidt?“

Digitized by Google

Augenscheinlich trat tiefes Schweigen ein. Messer und Gabeln ruhten. Es war fast unheimlich still. In Fröhdens Augen zuckte ein Blitz auf — ganz kurz nur. Dann schaute er interessiert zu Walter Schmidt hinüber. Auch all die blauen und braunen Augenpaare waren erwartungsvoll auf den jungen Mann gerichtet. Was ein heiratsfähiger Herr in gut bezahlter Stellung über Hexerei zu sagen hat, ist stets beachtenswert.

Walter Schmidt sah der Fragerin verblüfft ins Gesicht. „Hexerei? Wie meinen Sie das? Ich weiß nicht, was Sie dabei im Sinn haben."

„Wahrsagen," kam die Antwort. „Wahrsagen aus den Karten, aus der Hand, aus Kaffeegrund, aus allen möglichen Dingen. Gegenwart und Vergangenheit wissen von Leuten, die man noch nie gesehen hat. Die Zukunft vorhersagen können. Liebestränke und Zaubermittel haben. Das ist Hexerei. Wir alle am Tisch kennen unsere Ansicht untereinander. Manchmal sind wir fest überzeugt, daß es so etwas gibt. Manchmal glauben wir's wieder nicht. Es kommt ganz darauf an, ob uns geweissagt wird, was wir gewünscht haben. Aber gelegentlich gehen wir doch immer wieder hin — Herr Fröhden nicht ausgeschlossen. Sie, Herr Schmidt, sind der einzige, von dem man noch nichts weiß. Glauben Sie also an Hexerei, oder glauben Sie nicht?"

Walter Schmidt sah aller Augen auf sich gerichtet und ärgerte sich. Es verdroß ihn, daß Fröhden gewissermaßen einer Gemeinschaft zugezählt wurde, der er selbst nicht angehörte. Aber vielleicht hätte er die Sache dennoch gelassen aufgenommen, wenn ihm nicht ein spöttischer Zug, den er auf dem Gesicht des anderen zu bemerken glaubte, das Blut so heiß in die Stirn getrieben hätte, daß er darüber Ort und Gelegenheit vergaß. Aus seinem Ärger heraus kam eine Antwort,

Digitized by Google

mehr hölzern als geistreich, gröber als sich's schickt von einem jungen Herrn gegenüber einem achtzehnjährigen Geburtstagskinde, namentlich wenn dieses Geburtstagskind eine so liebe und freundliche Dame ist, kurz eine Antwort, einzig zu entschuldigen durch das Bestreben, einem unsympathischen Menschen eins auszuwischen.

„Ich glaubte über den Verdacht erhaben zu sein, daß derartige Kindereien in meinen Gedanken Platz hätten."

„Kindereien? — Nanu!" sagte Fröhden.

Der Ton reizte Walter Schmidt noch mehr. Er wurde heftig. „Jawohl — Kindereien zum mindesten! Das Wort ist eigentlich viel zu gelinde für so gemeingefährliche Dinge."

„Kinder, regt euch nicht auf! Laßt doch jeden glauben, was er will!" sagte Frau Kemnitz.

Das Geburtstagskind war ganz bestürzt. Einen Scherz hatte sie im Sinn gehabt, nun artete die Sache in einen Streit aus. Sehr unzufrieden war sie mit Walter Schmidt. Er hätte wirklich nicht nötig gehabt, eine harmlose Frage in dieser Weise zuzuspitzen.

Da wendete sich Fröhden mit lächelndem Gesicht zu ihr. „Sie kennen meine Ansicht, Fräulein Anna. Ich werde daran festhalten, auch wenn Herr Schmidt sie für gemeingefährlich hält. Natürlich finden sich Betrüger unter den Wahrsagern und Zauberern — wer wollte das leugnen! Aber das Wesen der Sache wird dadurch nicht berührt. Es gibt trotzdem Dinge, von denen sich die sogenannten vernünftigen Menschen nichts träumen lassen. So ist es festgestellt und wissenschaftlich erhärtet, daß Geister sich manifestiert haben, daß —"

„Einen Augenblick, Herr Fröhden!" unterbrach ihn Frau Kemnitz. „Meine Tochter wollte nur aussprechen,

Digitized by Google

daß sie selbst, wie wohl alle ihre Freundinnen, schon bei der Kartenlegerin gewesen ist. Ich war natürlich auch schon da, besonders in jüngeren Jahren. Das kann jeder halten, wie er will. Herrn Fröhdens Ansicht haben wir gehört. Von Herrn Schwenndieck, der ein paar Jahre bei uns gewohnt hat, weiß ich bestimmt, daß er mit Hilfe von Geistern die Nummer des großen Loses erforschen wollte — vor der Ziehung natürlich. Wenn nun Herr Schmidt die Sache anders ansieht, soll ihm das unbenommen sein. Jedenfalls meine ich, daß wir lieber von etwas anderem reden. — Anna, laß doch die Platte mit dem Aufschnitt noch einmal herumgehen!"

Die Unterhaltung fand sich in ungefährliche Bahnen zurück. Nur Walter Schmidt blickte noch nachdenklich auf seinen Teller. Er war unzufrieden mit sich selbst, und zugleich hatte ihn die Bemerkung betreffs Schwenndiecks mit Erstaunen erfüllt. Nach dem, was er im Kreise seiner Verwandten gehört, war dem Rentner schon zuzutrauen, daß er's mit Geistern versucht hatte.

Als Fröhden sein Glas erhob und ihm zutrank: „Darum keine Feindschaft, Herr Schmidt! Ihr Wohlsein!" mußte er Bescheid tun.

Nach Tisch war der neckische Kobold in Anna Kemnitz schon wieder lebendig. Sie trat unauffällig zu Walter Schmidt. „Warten Sie nur! Ich bin Ihnen recht böse, Sie Spielverderber!"

„Ich will alles tun, um Ihr Wohlwollen zurückzugewinnen, Fräulein Anna," sagte er und machte eine zerknirschte Miene.

„Alles?"

„Jawohl — alles."

„Und nie mehr Spielverderber sein?"

„Niemals!"

Digitized by Google

„Schön! Ich halte Sie beim Wort. Vor acht Tagen wollte ich zu der Talbot. Das ist nämlich eine berühmte Kartenlegerin. Die Frau ist verzogen, sagte man mir. Nun passen Sie auf! Sobald ich die Adresse habe, gehen Sie hin und lassen sich die Karten legen!"

„Ich?"

„Ja — Sie! Wer dachten Sie sonst? Und wenn Sie da gewesen sind, erzählen Sie mir alles, was sie Ihnen gesagt hat."

Ehe er sich noch wehren konnte, war Anna Kemnitz weg.

Eine Woche verstrich, ohne daß Walter Schmidt Gelegenheit fand, mit der Haustochter mehr Worte zu wechseln, als zu einem Gruß gehören. Wenn er Anna Kemnitz wirklich einmal im Korridor gewahrte, war sie sicher verschwunden, bevor er näher kam. Das geschah mit Absicht — er merkte es wohl.

Eines Tages aber änderte sich die Sache.

Als Walter Schmidt aus dem Geschäft heimkehrte, öffnete Anna Kemnitz die Tür ihres Wohnzimmers. „Guten Abend, Herr Schmidt!" rief sie. „Hier ist die Adresse!"

Dabei drückte sie ihm ein Stückchen Papier in die Hand.

„Welche Adresse denn?"

„Sie wollten doch zu der Kartenlegerin gehen. Da auf dem Papier steht ihre Wohnung."

„Das habe ich gewollt?"

„Allerdings. Und wenn Sie dort gewesen sind, wollten Sie mir alles berichten, was sie Ihnen erzählt hat, sagten Sie."

„Das hätte ich gesagt?"

„Wer denn sonst?"

Digitized by Google

„Wenn ich nun aber nicht hingehe?“

„Ich habe noch nicht erlebt, daß ein Herr einer jungen Dame gegenüber sein Versprechen abgeleugnet oder nicht gehalten hätte.“

Dabei traf Walter Schmidt ein Blick aus den blauen Augen, daß er sich nicht verhehlen konnte, sein Standpunkt betreffs des Besuchs bei der Wahrsagerin sei weniger fest, als er bis dahin angenommen hatte. „Fröhden war wohl wieder hier?“ fragte er.

„Jawohl. Er hat mir die Adresse gebracht. Ich hatte ihn darum gebeten.“

Walter Schmidt richtete sich straff auf. „Sagen Sie, Fräulein Anna, woher stammt eigentlich Ihre Freundschaft mit dem Herrn Fröhden?“

„Freundschaft? — Herr Fröhden hat mit uns überhaupt nichts zu tun. Ein Bekannter von Herrn Schwenndieck ist er gewesen. Bei dem habe ich ihn ein paarmal gesehen. Doch was die miteinander abzumachen hatten, blieb mir stets verborgen.“

„Aber Ihren Geburtstag wußte Fröhden. Und darum kam er direkt aus Paris, um Ihnen zu gratulieren!“

„Sehr nett von ihm! Finden Sie nicht?“

„Und als er erfuhr, daß sein Freund so schrecklich geendet, setzte er sich und feierte Feste mit Leuten, die er gar nicht kennt.“

„Hat mich auch ein bißchen gewundert. Aber nachher war es doch sehr nett, daß er blieb. Er plaudert famos!“

„Und ich komme dabei in Verdacht, ein unverträglicher Mensch zu sein!“

„Jedenfalls hat Herr Fröhden nicht vergessen, daß man versprochene Dinge ausführen muß,“ versetzte Anna Kemnitz ein wenig schnippisch. „Die Adresse haben Sie jetzt.“

Digitized by Google

Weg war sie.

In seinem Zimmer las Walter Schmidt den Zettel mehrmals aufmerksam durch: Frau Talbot, Sturmstraße 69 B III, Freitag abend acht Uhr.

Der junge Mann betrachtete die Buchstaben mit bemerkenswertem Interesse. Eine feine Damenhandschrift! Sicher hatte Anna Kemnitz selbst aufgeschrieben, was Fröhden ihr sagte. Es war die erste Schriftprobe von der Haustochter, die ihm zu Gesicht kam.

Er legte den Zettel sorgfältig in sein Notizbuch. Aber hingehen, die Kartenlegerin aufsuchen — das gab's natürlich nicht! —

Auch auf dem Kontorschemel finden sich freie Augenblicke. Walter Schmidt zog auch dort den Zettel wieder hervor und verglich die Buchstaben mit seiner eigenen Schrift. Dabei dachte er an die Hand, die auf dem Zettel geruht hatte. Zu dieser Hand gehörte das Gesicht mit den übermütigen Augen so blau wie Kornblumen.

Gehen oder nicht gehen?

Noch am Freitagmittag glaubte Walter Schmidt ganz bestimmt, daß er die Talbot nicht aufsuchen würde.

Am Abend, genau fünf Minuten vor acht Uhr, stieg er in der Sturmstraße 69 B die drei Treppen hinauf.

Ein Schild aus Messing mit dem Namen Talbot zeigte ihm, daß er vor der richtigen Tür stand. Seine Hand berührte den Druckknopf der Klingel.

Nach kurzem Warten vernahm er drinnen schlürfende Schritte. Ungefähr in Gesichtshöhe war ein verdecktes Guckloch in der Tür angebracht. Walter Schmidt gewahrte, daß sich innen die Verschlußklappe zur Seite bewegte. Dann wurde die Sicherheitskette abgehoben. Die Tür ging auf.

Im Korridor sah sich Walter Schmidt einem Mann in reiferen Jahren gegenüber. Ein einfacher Haus-

Digitized by Google

anzug umschloß die hagere Gestalt. Das Gesicht war von einem ergrauenden Bart umrahmt.

„Mein Name ist Lehmann," sagte Walter. „Ich möchte Frau Talbot sprechen."

„Einen Augenblick! Werde Bescheid sagen."

Während der Mann in das Innere der Wohnung ging, ließ der Besucher seine Augen durch den Korridor schweifen. Von der Decke herab verbreitete eine Ampel gelbliches Licht. An einer Seitenwand stand ein Kleiderrechen mit Spiegel. Walter hängte seinen Hut auf.

Der Mann kam zurück. „Sie können schon hineingehen."

Walter Schmidt trat in ein mäßig großes Zimmer. Süßliche Luft schlug ihm entgegen, als ob ein schweres Parfüm darin verstäubt sei. Die Lampe auf dem Tisch verbarg ihr Licht hinter einem dichten Schirm, so daß der größte Teil des Raumes im Schatten blieb. Hinter dem Tisch saß eine Frau im Lehnstuhl, und von dorther klang eine seltsam tiefe Stimme: „Setzen Sie sich zu mir!"

Der Frau gegenüber nahm Walter Schmidt den Stuhl ein, der für ihn bereit stand. Er sah ein Gesicht, über das etwa vierzig Jahre hingegangen sein mochten. Die Züge waren tief gebräunt, um die Stirn dickes, bereits angegrautes Haar. Die ganze Erscheinung hatte etwas Zigeunerhaftes. Dem entsprach auch die Kleidung. Das bemerkenswerteste an der Frau blieben jedenfalls die nachtschwarzen Augen, in denen ein schier jugendliches Feuer glühte.

„Was wünschen Sie von mir zu wissen?"

Walter Schmidt fühlte einen dumpfen Druck in der Stirn. Die Luft war unerträglich schwer. Dabei wurde ihm zumute, als lauere ein Geheimnis um ihn her, in

Digitized by Google

den Schatten etwas Unheimliches, das unsichtbare Hände nach ihm ausstreckte. Er mußte sich zusammennehmen, um an den Zweck seines Hierseins zu denken.

„Die Karten möchte ich mir legen lassen," sagte er.

„Vergangenheit oder Zukunft?"

Die Frage überraschte Walter Schmidt nur einen Augenblick. Natürlich rechnete die Kartenlegerin damit, daß er die Zukunft wissen wollte. Deshalb kamen die Leute ja zu ihr. Da durfte sie reden, was sie wollte, und kein Mensch vermochte sie zu widerlegen. Ihre Frage war einfach ein Trick, um sich ein Ansehen zu geben. Aber er selbst war doch nur gekommen, um Anna Kemnitz einen Gefallen zu tun. An Wahrsagerei brauchte er deshalb noch lange nicht zu glauben. Um die offenbare Schwindlerin zu täuschen, hatte er ja auch einen falschen Namen genannt.

„Vergangenheit," sagte er.

Ohne ein weiteres Wort streckte die Kartenlegerin die Hand nach der Seite aus. Von irgendwoher aus dem Schatten nahm sie ein Spiel Karten, das sie dem Besucher reichte.

„Mischen Sie!"

Walter Schmidt kam der Aufforderung nach. Dann gab er die Karten schweigend zurück, und schweigend legte die Frau mit ihren braunen Händen die Blätter auseinander, hierhin und dorthin. Dem Anschein nach folgte sie dabei einer bestimmten Regel, bis das ganze Spiel in vier Reihen zu acht Blättern aufgeschlagen auf dem Tisch lag.

Der Besucher folgte dem Vorgang mit großer Aufmerksamkeit. Wenn nur die schwere Luft und der Druck in der Stirn nicht gewesen wären!

Die Blicke der Wahrsagerin ruhten sinnend auf den Karten. Dann hoben sich die schwarzen Augen zum

Digitized by Google

Gesicht des Besuchers, als suchten sie dort die Bestätigung dessen, was sie in den Bildern gelesen. Doch ohne ein Wort zu sagen, schob sie die Blätter scheinbar achtlos zusammen und reichte sie Walter zum nochmaligen Mischen zurück.

Das Verfahren wiederholte sich zum zweiten Male und auch zum dritten Male. Stets hatte Walter den Eindruck, daß bestimmte Karten wieder an derselben Stelle lagen.

Wieder ruhten die Blicke der Wahrsagerin auf den bunten Bildern, und wieder traf das Feuer der schwarzen Augen das Gesicht des Buchhalters. Dann begann die tiefe Stimme zu sprechen, fast traurig: „Dreimal sind die Blätter im Namen des Geistes geschichtet, dreimal liegen die Karten gleich, dreimal sicher ist die Wahrheit, die sie verkünden."

Einen Augenblick blieb der Mund der Wahrsagerin stumm. Dann begann der Zeigefinger der braunen Hand einzelne Blätter zu berühren. Die tiefe Stimme erklang von neuem. Und während sich die Sätze abgerissen folgten, gingen die Augen der Frau zwischen den Karten und dem Gesicht des Mannes hin und her, als müsse sie dem Eindruck folgen, den die Verkündigungen hervorbrachten.

„Die Vergangenheit liegt vor mir — ein wenig beschriebenes Blatt. Der Geist sorgt nicht um Einzelheiten, die jeder kennt. Ödes Gleichmaß der Tage zwischen Arbeit und Lust, wie junge Leute sie suchen — bis ganz zuletzt. Falschheit in der Seele, Trug auf den Lippen — traten Sie über diese Schwelle. Sie suchen nicht Wahrheit, des Geistes wollen Sie spotten —"

Walter Schmidt fühlte, daß ihm das Blut zur Stirne stieg. Wieder hatte er die Empfindung, ein Geheimnis zöge sich um ihn zusammen. Aus den schwarzen Augen

Digitized by Google

vor ihm spann sich's um ihn herum, streckte hinter seinem Rücken aus den Schatten unsichtbare Krallen nach ihm aus, als ob es ihm den Verstand rauben wollte.

Doch schon sprach die merkwürdige Frau weiter: „Wo Sie leben — Trug. Sie suchen und wollen es nicht sagen. Sie sind jemand, und keiner soll es wissen. Eine Leiche —"

Noch mehrmals tippte der Zeigefinger der braunen Hand auf einzelne Bilder, der Mund blieb stumm.

Dann sah die Wahrsagerin dem Besucher starr in die Augen. Sie schob die Blätter achtlos zusammen. „Weiter steht nichts in den Karten," sagte sie endlich.

Walter holte tief Atem. „Wollen Sie mir jetzt die Zukunft deuten?"

„Vergangenes und Zukünftiges stehen nicht auf demselben Blatt. Sie hatten die Wahl. Wenn Sie die Zukunft erfahren wollen, müssen Sie wiederkommen."

„Wann?"

„Sie haben an einem Freitag begonnen, Sie bleiben an den Freitag gebunden."

Walter Schmidt stand zwar jetzt aufrecht auf seinen Füßen, aber wie Schwindel kreiste es in seinem Hirn.

„Was bin ich schuldig?" fragte er.

„Der Geist hat keine Taxe."

Er legte ein Geldstück auf den Tisch. Dann ging er die Treppe hinab und stand endlich aufatmend auf der Straße.

Langsam ging er weiter, die Augen gesenkt, den Kopf voll Gedanken.

Da schlug plötzlich eine bekannte Stimme an sein Ohr. „Guten Abend, Herr Schmidt! Nein, über den Zufall, der uns zusammenführt!"

Walter strich mit der Hand über die Stirn. Er

Digitized by Google

mußte sich erst sammeln. „Fräulein Kemnitz — seh' ich recht?"

„Natürlich bin ich's. — Sind Sie oben gewesen?"

„Wo?"

„Tun Sie doch nicht so! Sie wissen ganz genau, was ich meine."

„Lassen Sie uns erst weitergehen, Fräulein Kemnitz. Ich setze voraus, daß wir denselben Weg haben. Oder irre ich?"

„Ich will jedenfalls nach Hause. — Aber nun sagen Sie schnell: Sind Sie bei ihr gewesen? Wenn Sie die Wahrheit gestehen, will ich Ihnen auch ein Bekenntnis machen."

„Angenommen! Also was haben Sie zu beichten, Fräulein Anna?"

„Erst sind Sie an der Reihe. Waren Sie oben?"

„Ja — leider!"

„Wieso?"

„Weil's Unsinn ist. Und Unsinn wird es bleiben trotz alledem und alledem!"

„Interessant ist's darum doch. — Und nun will ich auch gestehen, daß es gar kein Zufall ist, wie wir uns begegnet sind. Ich wollte Sie unterwegs treffen. Ich bin so neugierig — oh, so furchtbar neugierig! Ich konnte es gar nicht zu Hause aushalten. Aufgelauert habe ich Ihnen auf der Straße. Und nun erzählen Sie! Was hat Ihnen die Talbot gesagt?"

„So rasch ist das nicht abgemacht. Sehen Sie, dort drüben ist eine Konditorei. Wenn ich Sie einladen darf — bei einer Tasse Kaffee plaudert es sich gemütlicher. Oder ziehen Sie Schokolade vor?"

„Mit Schlagsahne schon."

Bald saßen die zwei jungen Leute behaglich an einem der runden Tischchen.

Digitized by Google

„Nun spannen Sie aber meine Neugier nicht länger auf die Folter — bitte, bitte!“ sagte Anna Kemnitz.

„Nachdem ich geklingelt hatte —“

„Da sah der Mann durchs Guckloch und ließ Sie dann ein. Weiß ich alles. Sie wurden angemeldet und saßen dann —“

„Immer langsam voran! Mein Name ist Lehmann, sagte ich zu dem Mann. Es braucht doch nicht jede Kartenlegerin zu wissen, wie ich heiße.“

„Sehr schlau! — Aber als Sie dann vor der Zigeunerin mit den schwarzen Augen saßen —“

„Zunächst hat Sie mich vor meinen Hausgenossen gewarnt. Sie sprach von lockenden Augen.“

„Von meinen Augen hat sie geredet?“

„Das weiß ich nicht. Sie erwähnte nur trügerisch lockende Augen.“

„Da hört doch —“

„Besonders vor der jüngeren Dame sollte ich mich in acht nehmen, sonst würde ich ein waschlederner Handschuh in ihren Fingern.“

„Jeder muß wissen, was aus ihm werden kann,“ sagte Anna Kemnitz trocken. Sie durchschaute den Scherz. „Weiter!“

„Und dann fragte sie mich, ob ich Vergangenheit oder Zukunft wissen wolle.“

„Sie ließen sich natürlich die Zukunft sagen. Die Vergangenheit kennen Sie doch selber.“

„Nein, ich wählte die Vergangenheit.“

„Wie schade!“

„Keineswegs. Ich konnte dabei feststellen, ob sie mich anlog. Betreffs der Zukunft hätte ich alles gläubig hinnehmen müssen.“

„Aber das ist doch gerade interessant! Also die Ver-

Digitized by Google

gangenheit? Hat sie Ihnen alle Ihre Sünden richtig aufgezählt?"

„So ungefähr. Meine Seele wäre voll Lug und mein Mund voll Trug, meinte sie."

„Stimmt!" sagte Anna Kemnitz mit ernstestem Gesicht.

„Wieso?"

„Haben Sie sich nicht Lehmann genannt, als Sie oben waren?"

Walter mußte lachen. „Sie haben recht, Fräulein Anna. Doch Scherz beiseite! Die Talbot wußte etwas von mir. Ob viel, ob wenig mag dahingestellt bleiben. Rätselhaft ist mir eigentlich nur ein Wort — doch davon später."

„Welches Wort?"

Walter sah einen Augenblick vor sich hin. Jetzt war nicht die Zeit und an dieser Stelle auch nicht der Ort, Anna Kemnitz in den ernsten Zusammenhang der Dinge schauen zu lassen. Aber eine direkte Unwahrheit wollte er auch nicht sagen. So half er sich, so gut es ging. „Nur vier Silben äußerte die Talbot: Eine Leiche —"

„Herr Schwenndieck!" sagte Anna ernst. „Aber das geht Sie doch gar nichts an!"

„Ich vermute selbst, daß sie den alten Herrn gemeint hat. Aber woher weiß die Frau, wer mein Vorgänger in der Wohnung war? Das muß ihr jemand gesagt haben."

„Wer könnte das sein?"

„Fräulein Anna, erwähnten Sie nicht, daß Sie die Adresse von Fröhden erhalten haben? — Schön! Dann behaupte ich, daß die Talbot ihre Wissenschaft betreffs der Verhältnisse und meiner Person nur diesem Herrn verdankt, nur ihm verdanken kann. Aber welchen Zweck verfolgt er dabei?"

Digitized by Google

„Wahrscheinlich will er Sie gläubig machen."

„Es ist möglich, daß Sie recht haben, Fräulein Anna. Möglich ist auch, daß er mich bloß lächerlich machen will. In beiden Fällen wäre Fröhden ein Lügner. Hat er nicht feierlich erklärt, daß er an Geister glaubt?"

„Aber er hat gleich dabei gesagt, daß es auch Schwindler gibt."

„Richtig! — Indessen als angeblich überzeugter Spiritist oder Okkultist durfte er sich niemals herbeilassen, den Schwindel zu unterstützen oder ihn erst möglich zu machen."

Da schwiegen beide.

Als Walter die Unterhaltung wieder aufnahm, schien er mit sich im reinen zu sein. „Fräulein Anna, ich habe die Erlaubnis erhalten, über acht Tage wieder zur Talbot zu kommen, um nun die Zukunft zu hören. Ich werde dort sein. Jetzt bin ich selber neugierig, was mir Herr Fröhden durch ihren Mund mitteilen wird. Aber um eines bitte ich Sie recht herzlich: Kein Wort von unserer heutigen Unterhaltung zu irgend einem Menschen, wer es auch sei! Kein Wort von der ganzen Angelegenheit — ja?"

Er streckte die Hand aus.

Anna Kemnitz legte ihre Rechte hinein. „Und hier an dieser Stelle treffen wir uns dann wieder, damit Sie mir alles erzählen," ergänzte sie seine Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Elektrizität im Kriege hinter der Front

Von Ing. Mayer

Mit 11 Bildern (Nachdruck verboten)

Die elektrische Kraft leistet im heutigen Weltkrieg Freund und Feind außerordentlich wichtige Dienste, ja wir können uns einen Krieg der Gegenwart ohne Elektrizität gar nicht mehr denken. „Was doch soll ich zuerst, was dir zuletzt erzählen?“ muß man da ausrufen.

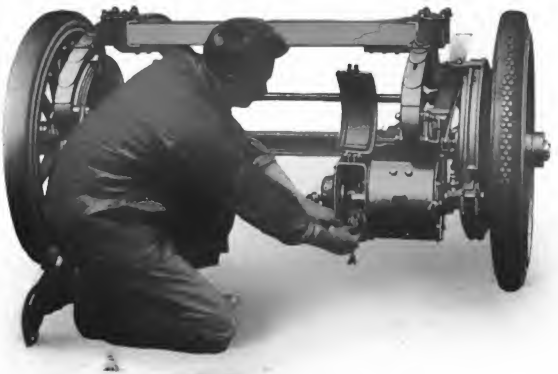
Zu berichten wäre von der Militärtelegraphie mit und ohne Draht, von der optischen Telegraphie vermittels Lichtblitze, von der Feld- und Marinetelephonie, von den elektrischen Zündvorrichtungen, von den elektrischen Beleuchtungsapparaten in ihrer verschiedenen Form, von Horchapparaten in Minengängen und im Vorfeld von Festungen, von elektrischen Entfernungsmessern, von Patronenaufzügen und noch von manchen anderen.

Wir wollen uns jedoch lieber hinter die Front begeben, fernab von Kanonendonner und Waffengeklirr, und zusehen, was die Elektrizität leistet auch für die Verwundetenpflege und für die sonstige Versorgung des Feldheeres auf den verschiedenen Gebieten.

Sehr wichtig ist für die Verwundeten das Elektromobil, denn gerade hier traten alle seine Vorzüge im schärfsten Lichte hervor, während sein Nachteil, der in der Notwendigkeit der zeitweiligen Akkumulatorenladung zu suchen ist, ausgeschaltet ist. Kommen Verwundete nach langer, qualvoller Fahrt endlich am Orte des zugewiesenen Lazarettes an, dann stand häufig genug kein geeignetes Gefährt für ihre Weiterbeförderung zur Verfügung. Den vorhandenen Automobilen fehlte es oft an Benzin oder an sachkundigen Führern.

Digitized by Google

Da trat das Elektromobil in die Lücke. Sein überaus ruhiger und sanfter Gang, sein stoßfreies Anfahren und Halten machen es von vornherein für eine solche Verwendung vortrefflich geeignet. Seine Bedienung ist so einfach, daß jeder nach einigen Worten der Erläuterung mit ihm fahren kann. Dies erklärt die Tatsache, daß zahlreiche Elektromobile den Lazaretten zugeteilt wurden und hier ihre Aufgabe zur größten Zufrieden-



1. Elektromotor des Elektromobils.

heit der Lazarettleitungen und vor allem der Verwundeten selbst versehen.

Da das Elektromobil in seiner technischen Anordnung dem Laien meist weniger bekannt ist, soll eine kurze Beschreibung eingeflochten sein. Wir legen dabei die Konstruktion der Neuen Automobilgesellschaft in Berlin-Oberschöneweide zugrunde, da sich dieser Wagen im jetzigen Kriege besonders bewährt hat. Der motorische Antrieb erfolgt mittels zweier schnell laufenden Elektromotoren von je drei Pferdestärken, von denen

Digitized by Google

jeder ein Hinterrad antreibt (Abb. 1). Die Kraftübertragung auf die Hinterräder erfolgt durch einfache Zahnräder (Abb. 2), die völlig von einem Gehäuse umgeben sind, um jedes Eindringen von Schmutz und Staub zu verhindern, und um die Zähne ständig in Öl oder Fett laufen lassen zu können. Um die Bedienung einfach und unabhängig von der Geschicklichkeit des Führers zu gestalten, wird der Strom von selbst unterbrochen, sobald die mechanische Bremse betätigt wird. Es bedarf zum Anhalten des Wagens daher nur eines Fußdruckes auf das Bremspedal, wodurch alle erforderlichen elektrischen Unterbrechungen selbsttätig erfolgen. Ein Wagen vermag mit einer Ladung 80 bis 100 Kilometer bei 30 bis 35 Kilometer Stundengeschwindigkeit zurückzulegen.

2. Zahnradantrieb mit Rad.

Die Ladung der Batterie, die aus vierzig Elementen besteht (Abb. 3), kann von jedem elektrischen Anschluß aus und mit allen Stromarten vorgenommen werden. Ist Gleichstrom von 110 Volt vorhanden, so kann die Ladung ohne weiteres vor sich gehen, bei Wechselstrom und Drehstrom wird die Einschaltung eines Umformers, zum Beispiel eines einfachen Quecksilbergleichrichters, erforderlich. Das Laden der Batterie wird im Wagen selbst während der Betriebspausen ausgeführt. Wo es der Betrieb benötigt, legt man sich eine zweite Batterie zu, die während der Betriebszeit

Digitized by Google

des Wagens aufgeladen und alsdann ausgewechselt wird. Die Auswechslung erfolgt durch eine besondere Vorrichtung, mittels der die im Wagen befindliche Batterie nach unten herabgelassen und die neue auf-

3. Die Batterie des Elektromobils.

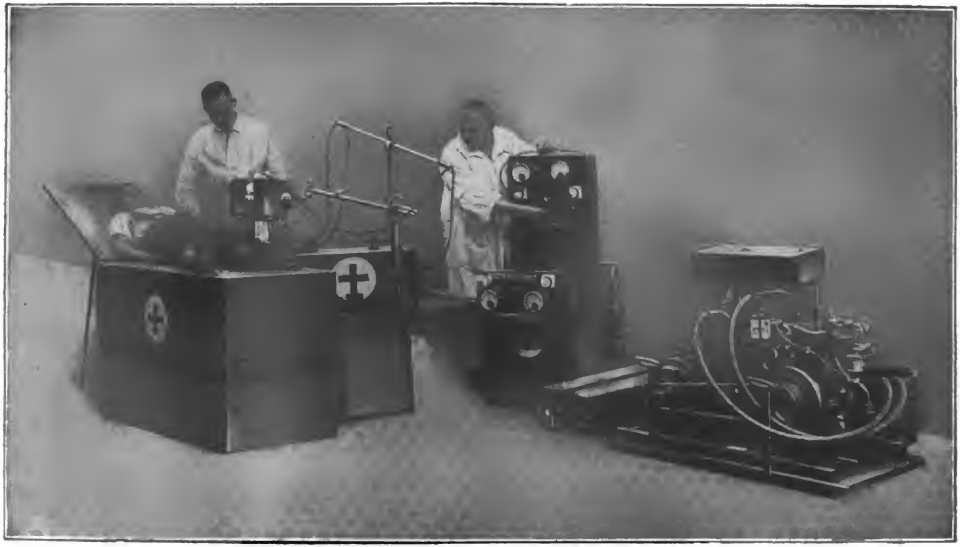
geladene Batterie von unten in den Wagen eingeführt wird. Der Fahrschalter ist unter der Haube und dem Boden des Führersitzes untergebracht und durch ein Gehäuse gegen Eindringen von Staub und Feuchtigkeit

Digitized by Google

gut geschützt. Dieses Gehäuse nimmt auch gleichzeitig die elektrischen Anfahrwiderstände auf. Der ganze Apparat liegt nach Aufklappen der Haube vollständig frei und ist somit außerordentlich bequem zugänglich. Unter der Haube befinden sich gleichzeitig in einem Kasten aus Metall montiert der Lichtschalter nebst den elektrischen Sicherungen, die Hauptstromsicherungen und ein mit einem abziehbaren Griff versehener Hauptschalter, um die Inbetriebsetzung des Wagens durch Unbefugte zu vermeiden. Der Fahrschalter besitzt vier Fahrstufen vorwärts, die durch entsprechende Abstufung der Motorumdrehung ein sehr sanftes Anfahren gestatten, ferner zwei Stufen zum Rückwärtsfahren und drei Bremsstufen, von denen zwei eine sanfte Bremswirkung ausüben, während eine starkbremsende Stufe für den Notfall bestimmt ist. Der Betrieb des Wagens gestaltet sich denkbar einfach; die ganze Handhabung bei der Fahrt beschränkt sich auf das Einschalten des Stromes durch den Fahrschalter, und jede Betätigung besonderer Hebel für die Geschwindigkeitsänderung fällt völlig weg.

Sehr wertvoll werden im heutigen Weltkrieg bei der Verwundetenpflege die Röntgenstrahlen. Wie oft läßt sich mit den gewöhnlichen Mitteln eine Kugel oder ein Granatsplitter im Körper eines Verwundeten nicht auffinden. Eine Durchleuchtung mittels Röntgenstrahlen schafft hierbei Gewißheit. Unsere Abbildung 4 zeigt ein vollständiges, transportables Röntgeninstrumentarium (Sanitas, Elektrizitätsgesellschaft in Berlin), wie solche in den Lazaretten im Gebrauch sind. Ein Röntgeninstrumentarium weist drei Hauptapparate auf, die in erster Linie für eine richtige Betätigung ausschlaggebend sind, den Funkeninduktor, den Unterbrecher und die Röntgenröhre. Alle drei müssen auf-

Digitized by Google



4. Röntgeninstrumentarium für den Feldgebrauch.

Digitized by Google

einander abgestimmt sein und zusammen ein harmonisches Ganzes bilden.

Der Funkeninduktor besteht aus einer Primärspule, einer Sekundärspule und einem Eisenkern. Die Primärspule wird von verhältnismäßig wenigen Windungen dicken Drahtes gebildet und ist um den Eisenkern gewickelt. Beide liegen im Innern der Sekundärspule, die aus zahlreichen, voneinander sorgfältig isolierten Windungen feinen Drahtes zusammengesetzt ist. Wird nun durch die Primärspule elektrischer Strom gesandt, so wird der Eisenkern magnetisiert, und es entsteht ein magnetisches Kraftlinienfeld. Öffnet man den Strom wieder, so wird der Eisenkern wieder unmagnetisch, und die Kraftlinien verschwinden. Jedes Kommen und jedes Verschwinden der magnetischen Kraftlinien bringt in der Sekundärspule durch Induktion einen elektrischen Strom hervor, der beim Auftreten der Kraftlinien, also bei der Schließung des primären Stromkreises, dem Primärstrome entgegengerichtet, beim Verschwinden der Kraftlinien, also bei der Öffnung des Stromkreises, dem geöffneten Primärstrom gleichgerichtet ist. In der Sekundärspule kreist demnach ein Wechselstrom, zusammengesetzt aus Öffnungs- und Schließungsinduktionsstrom. Da aber eine Röntgenröhre nur in einer Richtung vom Strom durchflossen werden darf, so muß das Funkeninduktorium stets so angelegt und betrieben werden, daß der Schließungsinduktionsstrom so schwach wird, daß er in der Röntgenröhre gar nicht auftritt, diese also nur von dem kräftigen Öffnungsinduktionsstrom durchzogen wird.

Der Stromunterbrecher hat im Röntgeninstrumentarium die Aufgabe zu erfüllen, den durch die Primärspule des Induktors fließenden Strom schnell zu öffnen und zu schließen. Je schärfer und kürzer die Öffnung

Digitized by Google

des Primärstromes erfolgt, um so höher wird die Spannung des Öffnungsinduktionsstromes, und um so größer wird die Schlagweite des Induktionsfunkens.

5. Elektrische Weihnachtsbäume im Seebad Mariendorf.

Eine Röntgenröhre besteht aus einer Glaskugel mit mehreren Ansätzen, in denen die Elektroden ein-

Digitized by Google

gelagert sind. Einer Anode aus Aluminium steht eine hohlspiegelförmig gekrümmte Kathode, gleichfalls aus

6. Elektrisch geheizte Kochapparate auf dem Güterbahnhof Tempelhof.

Aluminium, gegenüber. Daneben ragt noch in das Innere eine zweite Elektrode hinein, die an ihrem

Digitized by Google

freien Ende einen Spiegel aus Platin trägt: die Antikathode. Diese ist schräg gerichtet und steht der Ka-

7. Elektrisch getriebene Zuschneidemaschine für Uniformstücke.

thode gerade gegenüber, und zwar genau im Brennpunkt des Kathodenstrahlenbündels. Die ganze Röhre

Digitized by Google

ist luftleer gepumpt. Läßt man nun durch eine solche luftleere Röhre einen elektrischen Strom hindurchgehen, wozu man hoher elektrischer Spannung bedarf, die man eben durch den Induktor erzeugt, so tritt folgendes ein: Von der Kathode aus fliegen, senkrecht von ihr ausgehend, kleinste negativ elektrische Teilchen in die Röhre hinein — die Kathodenstrahlen. Ihre Geschwindigkeit ist sehr groß und beträgt etwa 160 000 Kilometer in der Sekunde. Ihre Masse ist außerordentlich gering und beläuft sich auf etwa den zweitausendsten Teil eines Wasserstoffatoms. Da nun die Kathode die Form eines Hohlspiegels hat, so müssen die Kathodenstrahlen radienförmig zusammentreffen und auf der Antikathode, die im Brennpunkt der Kathodenstrahlung steht, möglichst in einem Punkt vereinigt auffallen. Überall dort nun, wo Kathodenstrahlen auf einen festen Körper auftreffen, erzeugen sie Röntgenstrahlen, die man sich ihrer Natur nach als kurze Ätherimpulse vorstellt, im Gegensatz zu den Lichtstrahlen, die aus zusammenhängenden Ätherwellen bestehen. Die im Brennpunkt der Antikathode entstehenden Röntgenstrahlen laufen nun nach allen Richtungen des Raumes hinaus, von denen das Auge eines Beobachters die untere Fläche der Antikathode sehen kann. Aus diesem Grunde gerät die vor der Antikathode gelegene Hälfte der Glaswand in ein lebhaftes Schimmern (Fluoreszenz), während der hintere Teil der Glaswand, der nicht von Röntgenstrahlen getroffen wird, dunkel bleibt.

Die Röntgenstrahlen besitzen, wie bekannt, eine Reihe der merkwürdigsten Eigenschaften, durch die sie von Strahlen anderer Art ganz wesentlich unterschieden sind. Trotz ihrer Ähnlichkeit mit den Lichtstrahlen lassen sie sich weder brechen noch zurückwerfen.

Digitized by Google

Sie gehen geradlinig ihre Bahn und können auch durch den Magneten nicht abgelenkt werden. Ihre wert-

8. Elektrisch getriebener Fleischwolf für Fleischerkleinerung.

vollste Eigenschaft aber, der sie umfassende Verwendung in der Medizin verdanken, liegt in ihrer Fähigkeit, feste

Digitized by Google

Körper, die das Licht nicht durchstrahlen kann, zu durchdringen. Neben dieser Durchdringungsfähigkeit besteht dann noch eine andere Wirkung der Strahlen, die mit der ersten vereint die Grundlage für die medizinische Ausnützung bildet: die Röntgenstrahlen erzeugen, wenn sie auf Salze bestimmter Art auftreffen, Fluoreszenzlicht und verändern die Gelatineschicht der photographischen Platte. Die Fluoreszenzerscheinung wird bei der Röntgendurchleuchtung benützt, bei der ein mit einem solchen Leuchtsalz bestrichener Leuchtschirm verwendet wird, die Einwirkung der Röntgenstrahlen aber auf photographische Platten in der Röntgenographie verwendet. Die photographische Platte wird unter dem Einfluß der Röntgenstrahlen zersetzt, die Bromsilbermoleküle in der Gelatineschicht werden in ihrem Gefüge gewissermaßen gelockert, und zwar um so mehr, je mehr sie von Strahlen getroffen worden sind.

Eine solche bestrahlte Platte ist dann bestimmten chemischen Einflüssen zugänglich und kann mit Hilfe chemischer Lösungen, der Entwickler, geschwärzt werden. Je reicher nun die Gelatineplatte von Strahlen getroffen worden ist, um so größer ist die Veränderung, die sie erleidet. Es kann demnach die Platte verschieden geschwärzt werden, und wenn man zwischen eine Röntgenröhre und eine Platte einen Gegenstand, zum Beispiel die menschliche Hand, bringt, so wird die Platte da, wo die Strahlen frei auftreffen können, außerhalb der Umrisse des betreffenden Gegenstandes, naturgemäß stärker beeinflußt und infolgedessen auch stärker geschwärzt werden als da, wo der Gegenstand im Wege der Strahlen gelegen hat.

Aber nicht nur diese beiden Unterschiede werden wir wahrnehmen, sondern wir werden auch innerhalb des aufgenommenen Gegenstandes in der Platte Ver-

Digitized by Google

schiedenheiten bemerken, nämlich solche, die von der verschiedenen Zusammensetzung des Gegenstandes herrühren. Es besteht nämlich für die Röntgenstrahlen das Gesetz, daß sie die Körper im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Atomgewicht durchdringen. Da wir

9. Elektrisch getriebene Verschlußmaschine für Konservenbüchsen.

es bei der Hand mit Teilen zu tun haben, deren Atomgewichte verschieden groß sind, indem die Knochen dichter sind als die Weichteile, so werden auch auf der Röntgenplatte diese Unterschiede zum Ausdruck gebracht werden, und es werden diejenigen Teile der Platte, die unter den Weichteilen der Hand gelegen haben, stärker verändert und bei der Entwicklung dunkler

Digitized by Google

werden als diejenigen, die unter den Knochenteilen gelegen haben. Unsere Darlegung wird es jetzt dem Leser verständlich machen, wie mit den Röntgenstrahlen Kugeln und Granatsplitter im Körper von Verwundeten aufgefunden werden können.

Daß die elektrische Kraft zur Beleuchtung von Lazaretten und Gefangenlagern im weitestgehenden Maße herangezogen wird, bedarf kaum der Erwähnung. An Weihnachten erstrahlte sogar in manchem Lazarett der Christbaum in elektrischem Lichterschein. Unsere Abbildung 5 führt eine Weihnachtsfeier im Reservelazarett „Seebad Mariendorf" vor.

Vorzüglich bewährt sich ferner die Elektrizität in der Speisenbereitung für Verwundete, insbesondere aber in der Verpflegung durchziehender Truppen. Abbildung 6 zeigt eine Küche des Vaterländischen Frauenvereins auf dem Güterbahnhof Tempelhof für diesen Zweck. Die Kocher, Öfen und ein kippbarer Heißwasserkessel für die Zubereitung von Kaffee werden elektrisch geheizt. Bei der Verwendung elektrischer Kraft zu Heiz- und Kochzwecken benützt man die sogenannte Joulesche Wärme, also die Wärme, die sich beim Durchgang des elektrischen Stromes durch einen Leiter von hohem Widerstand entwickelt. Je höher der Widerstand ist, den der Strom bei seinem Durchgang durch den betreffenden Draht findet, desto größer wird die Wärmeentwicklung. Die Widerstandsdrähte werden von der Luft abgeschlossen, um ihre Oxydation und Zerstörung zu verhindern, und übertragen ihre Wärme in geeigneter Weise auf die Heizflächen.

In vielfältigster Weise macht sich die Kriegsindustrie die elektrische Kraft zunutze. So veranschaulicht Abbildung 7 das Zuschneiden von Uniformstücken auf einer elektrisch getriebenen Maschine, während uns die

Digitized by Google

Abbildungen 8 und 9 in eine Armeekonservenfabrik führen. Aus gesundheitlichen Gründen ist es erwünscht,

10. Elektrisch getriebene Prägepressen für das Eiserne Kreuz.

jede unmittelbare Berührung des Rohstoffes mit der menschlichen Hand fernzuhalten. Daher herrscht hier

Digitized by Google

die Verwendung selbsttätig arbeitender Maschinen mit elektrischem Antrieb vor. Die zugehauenen Stücke werden in dem elektrisch angetriebenen Fleischwolf (Abb. 8) zerkleinert und nach weiterer Zurichtung der

11. Elektrisch getriebene Polier- und Schleifmaschine für das Eiserne Kreuz.

Fleischmasse in Büchsen verpackt, die selbsttätig durch die elektrischen Verschlußmaschinen (Abb. 9) luftdicht geschlossen werden.

Zum Schluß sei noch etwas von der Herstellung des Eisernen Kreuzes berichtet. Das Eiserne Kreuz wird nicht, wie vielfach angenommen wird, gegossen, sondern mittels elektrisch getriebener Arbeitsmaschinen angefertigt. Man schneidet aus Eisenblech rechteckige Stücke mit Hilfe einer Schneidemaschine aus. Diese Eisenblechstücke werden alsdann nach den von der

Digitized by Google

Ordenskommission vorgeschriebenen Formen mittels eiserner Stahlstempel auf wuchtigen Pressen ausgeprägt. Unsere Abbildung 10 zeigt zwei solcher Prägepressen im Vordergrund, jede mit einem großen elektrischen Antriebsmotor versehen, im Hintergrund die Schneidemaschine, deren Motor an der Decke auf einer Unterlage ruht.

Nach ihrer Zurichtung und Prüfung gehen die Kreuze in die Werkstatt des Silberschmiedes, der das Zusammenlöten, die Umrandung mit Feinsilber und das Nachschleifen vornimmt. Das Blankputzen des äußeren Randes erfolgt auf elektrisch getriebenen Polier- und Schleifmaschinen (Abb. 11).

Digitized by Google

Die Flucht nach der Heimat

Erzählung aus vergangenen Zeiten von Fritz Bünger

(Nachdruck verboten)

Es war in der Mitte des Vormittags, die Gesellen in des Meisters Weißbart Werkstätte schauten dann und wann verstohlen nach der Tür. Besonders der Schöpp Welser verrenkte sich beinahe den Hals. Er war erst seit kurzem eingetreten, hatte vorher eine lange Wanderung durch Böhmen gemacht und dabei tüchtig hungern müssen, darum hatte er jetzt einen so gediegenen Sinn für Tafelfreuden. Man erwartete nämlich an der Tür Meister Weißbarts blondes Töchterlein mit dem Vesper.

Sie kam auch genau zu der gewohnten Zeit, trug auf einem geschnitzten Brett sieben Krüglein mit Birnenmost und sieben Stück Brot, stellte jedem sein Krüglein hin und sagte: „Gott segne es euch!"

Dann ging sie zum Vater, der seinen Arbeitsplatz vorn an der Tür hatte, und begrüßte ihn noch besonders.

Der Schöpp nahm sofort einen kräftigen Schluck und einen ordentlichen Happen Brot zu sich. Die anderen hatten es nicht so eilig. Ein jeder räumte vor sich auf der Werkbank ein Plätzlein zurecht, so daß er gerade hinsitzen konnte, und dann saßen sie alle und ließen es sich in Ruhe wohl schmecken.

Das war nämlich vor ungefähr dreihundertundfünfzig Jahren; damals hatte man noch Zeit, sogar zum Essen.

Freilich mit der Neunstündigen hätte damals kein Geselle kommen dürfen, da wurde Sommer und Winter früh um fünf angefangen und gearbeitet bis sieben oder manchmal bis acht Uhr abends. Niemand kam auf den Gedanken, daß das etwas zuviel sei, das nahm man

Digitized by Google

hin, auch beim Schlossermeister Weißbart, als etwas Hergebrachtes und Selbstverständliches.

Natürlich gab es auch schon damals Meinungsverschiedenheiten in den Werkstätten, sie drehten sich selten um den Lohn, nie um die Arbeitszeit, sondern immer um die Arbeit selbst. Das war nicht so wie heute, daß sich der Unternehmer einfach die Arbeitskräfte mieten konnte und ihnen dann die Arbeit zuteilen durfte, wie es ihm gefiel. Da mußte der Meister sehr vorsichtig sein, denn ein jeder Geselle hatte seinen besonderen Stolz.

Es wurde nämlich ganz anders gearbeitet. In der Schlosserei wurde fast ausschließlich das hergestellt, was man heute in keiner Schlosserei mehr herstellt, nämlich Schlösser — Schlösser für Türen, Schränke, Truhen und so weiter.

Ein Schloß hatte damals nicht nur die Aufgabe, gut zu schließen, sondern auch etwas vorzustellen. Ein besseres Schloß war allemal ein Kunstwerk oder wollte und sollte doch eines sein. Für einen Hausschlüssel zu einem ordentlichen Bürgerhaus, und deren gab es da sehr viele, denn unsere Geschichte spielt in Nürnberg, für so einen Hausschlüssel wurde mehr Sorgfalt aufgewendet als heute für die ganze Tür.

So war eine Schlosserwerkstätte etwas, was man heute unbedingt mit dem Namen Atelier belegen, ein ordentlicher Schlossergeselle mindestens das, was man heute Künstler nennen würde.

Das alles muß man in Rechnung stellen, wenn man die damalige Zeit verstehen will. Bei alledem hatte man aber noch eine ganz andere, allerdings nach heutigen Begriffen völlig verkehrte Arbeitsweise.

Gesetzt man hätte heute in einer Werkstätte fünf Schlösser zu machen und sechs Gesellen, dann würde man von dem einen die Riegel, von dem anderen die

Digitized by Google

Gehäuse, von dem dritten die Klinken und so fort, kurz von jedem einen Teil, der in allen fünf Schlössern vorkommt, herstellen lassen. Einer, wahrscheinlich der tüchtigste, hätte dann die Schlösser zusammenzustellen.

Das ist die so viel gepriesene moderne Art der Arbeitsteilung. Damals, wenn fünf Schlösser zu machen waren, bekam eben von fünf Gesellen ein jeder eines in Arbeit, das er dann von Anfang bis zu Ende fertigzumachen hatte.

Jeder Geselle hatte irgend ein Zeichen, das er seinem Schlosse einschlug, und jeder Geselle stand persönlich für die Arbeit seiner Hände ein. Ein jeder hatte auch das Recht, etwas besser zu machen, als es vorgesehen war, denn die Zeit war nicht so kostbar wie heute, kostbar war damals die persönliche Tüchtigkeit. So ist es zu verstehen, daß man gern zwölf, vierzehn und mehr Stunden arbeitete. Das Arbeiten war ein Schaffen, eine Betätigung, die jedem gesunden Menschen Genuß ist.

Dazu kam noch, daß ein jeder, wenigstens in der Schlosserwerkstätte, fast alle seine Werkzeuge selbst machte. Das alles brachte es mit sich, daß in Wahrheit ein jeder einzelne Geselle in seiner Arbeit mehr Eigenart zur Geltung bringen konnte als heute der selbständigste Meister.

Und darum ist es recht und billig, daß man sagte, daß Handwerk einen goldenen Boden habe. Nicht wegen des schönen Geldes, das man damit verdiente, denn das verdient man auch heute und verdiente es wohl mit guter Arbeit zu allen Zeiten. Aber der Handwerker konnte eine Persönlichkeit sein, mußte eine sein, wenn er gelten wollte, und er konnte diese Persönlichkeit bei jedem einzelnen Stück zur Geltung bringen.

Die moderne Technik ist neutral, sie steht in Büchern,

Digitized by Google

nicht in Köpfen, man kann sie von Amerika kommen lassen oder nach dem Zululande verfrachten, sie kann überall gedeihen, ist heimatlos und international.

Damals kannte man fast an jedem Stück, in welcher Stadt, ja sogar in welcher Werkstätte es hergestellt worden war. Darum hatten einzelne Werkstätten ihre eigene Beliebtheit, und so war es auch mit der Werkstätte des Meisters Weißbart.

Er hieß eigentlich Gabler, er hatte aber einen ganz ungewöhnlich langen weißen Bart. Das war nun auch in jener Zeit in Nürnberg nichts so Besonderes, daß man darum einen Mann, der allgemein bekannt war, umgetauft hätte, besonders war aber die Art, wie er seinen Bart bekommen hatte.

Es war ein Mann aus Frankfurt dagewesen, der hatte dem Magistrat der freien Reichsstadt Nürnberg, die damals natürlich ihre eigene Militärmacht hatte, die neue Erfindung mit dem Schießpulver vorgeführt. Weil es aber niemand recht glauben wollte, daß man mit einer Handvoll schwarzer Körner ein Stück Eisen, das dreimal so schwer war, durch eine Mauer hindurchwerfen konnte, so strömte natürlich alles Volk hinaus auf die Wiese an der Pegnitz, wo es gezeigt werden sollte.

Darunter war auch die Frau Gabler mit ihrer damals achtjährigen Senta.

Man durchschoß die Mauer, wie es angekündigt worden war. Nun kam aber noch eine zweite Nummer. Ein Belgier wollte kleinere Handfeuerwaffen vorführen. Man stellte, um die Wirkung recht deutlich zu machen, einen Trupp Landsknechte, die auf Bretter gemalt waren, auf. Dem Belgier kam es nun darauf an, zu beweisen, daß man, mit einigen Pistolen seiner Art ausgerüstet, mit einem ganzen Fähnlein wehr-

Digitized by Google

hafter Krieger aufräumen konnte, noch bevor sie an einen heranzukommen imstande waren.

Er ging auf seine Holzscheiben los und schoß nach jedem Schritt eine Pistole ab. Tatsächlich hatte ein jeder Holzlandsknecht irgend eine „gefährliche" Verletzung, ehe der Schütze bei ihnen war.

Das war zwar eine glänzende Vorführung, aber für den Magistrat von Nürnberg nicht so ganz überzeugend, denn es konnte sich dabei vor allem um eine große Kunstfertigkeit des Schützen handeln, die nachher den Nürnberger Söldnern wenig nützen würde.

Man beauftragte darum den Schlossermeister Gabler, der als Sachverständiger angesehen wurde, das Kunststück mit den gleichen Pistolen zu wiederholen.

Der Niederländer zeigte ihm die Hantierung, die der Meister bald begriff, und seine Probeschüsse trafen zwar nicht alle, aber doch öfters.

Alle Pistolen wurden wieder geladen, der Meister steckte sie in seinen Gürtel und ging langsam, wie vorher der andere, auf die hölzernen Landsknechte los, denen man die vorher empfangenen Wunden wieder zugeklebt hatte.

Er schoß nach jedem Schritt zwei Pistolen ab und traf auch mehrere Male, was man an dem Aufschlagen der Kugeln hören konnte. Jedesmal, wenn eine Kugel saß, hörte man einen Jubelruf aus der umstehenden Menge.

Aber einmal hörte man einen Schmerzensschrei, und gleich darauf war es ganz still.

Gabler selbst lief, so rasch er nur konnte, hinter die Scheiben, von wo der Schrei gekommen war. Vor ihm stand blaß, an der einen Hand sein Kind Senta, die andere auf der Brust, sein liebes Weib.

„Senta hat hinter die Scheiben sehen wollen —

Digitized by Google

ich bin ihr nach, weil ich so Angst hatte — es ist nicht schlimm — —"

Weiter kam sie nicht, sie sank in die Arme ihres Mannes und hörte bald zu atmen auf.

Daß damals Mauern um die Städte waren, bedeutete mehr als nur eine Verteidigung, es war das äußere Zeichen dafür, daß eine solche Stadt regelrecht eine Welt für sich war, die nach außen immer geschlossen auftrat, in der sich alle Glieder kannten und einander nahe fühlten. Eine solche Stadt würde nach unseren heutigen Begriffen immer eine Kleinstadt sein, aber sie hatte alles Schöne einer näheren Gemeinschaft, vor allem das, daß alle an dem Schicksal eines jeden einzelnen Anteil nahmen.

Das zeigte sich in diesem Falle. Man gab sogleich alle weiteren Versuche auf. Die angesehensten Bürger trugen die tote Frau auf einer Bahre in die Stadt. Da man das Unglück als im Dienste des Ganzen geschehen betrachtete, wurden alle Glocken geläutet — aber das alles änderte am Unglück nichts mehr. Das Kind weinte, und jedesmal, wenn die Bahre zum Ausruhen abgestellt wurde, trat es an die Mutter und fuhr ihr mit der Hand über die blassen Lippen und sagte: „Mutterle, sag doch was, du darfst nicht so still liegen — sag doch was!"

Der Mann sagte kein Wort, da man aber sah, welch furchtbarer Schmerz in ihm wühlte, so sprach auch zu ihm niemand, er hätte es ja auch gar nicht gehört.

Erst als er in seinem Hause mit seiner toten Frau allein war, da warf er sich über sie, und da schrie er heraus: „Und das habe ich getan!"

Am anderen Morgen war sein langer Bart, der vordem tiefbraun gewesen war, schneeweiß.

Digitized by Google

Von da an hieß der Mann Weißbart, erst nur gelegentlich, bald aber allgemein. Und ganz Nürnberg wußte die Geschichte, nur ein einziger Mensch nicht, und zwar gerade der, den sie am meisten anging — Senta selber und das Brüderlein, das damals noch ein ganz kleiner Bub war.

Ihr Vater war mit der Zeit ein stiller Mann geworden, sie ein sonniges, frohes Menschenkind. Sie wußte wohl noch, daß damals ihre Mutter plötzlich gestorben war. Aber wie ihr eigener Vater so tragisch mit ihrem Tode zu tun gehabt, das wußte sie nicht.

Aber diese Geschichte, die ganz Nürnberg wußte, und die sie nach dem allgemein bekannten Wunsche ihres Vaters nie erfahren sollte, wob um das Mädchen ein zartes, feines Netz, das es überall fühlte, und das zwischen ihm und der ganzen übrigen Welt lag.

Ihre Welt war natürlich Nürnberg, darüber hinaus war sie noch nicht gekommen. Sie war jetzt dreiundzwanzig Jahre, in ihrer Anhänglichkeit an den Vater wie ein Kind von zwölf, in ihrem Mienenspiel wie ein Jungfräulein von sechzehn, das noch nicht so alt sein will, sonst aber ein gesundes, gerade gewachsenes Menschenkind.

Sie hatte zwei prachtvolle blonde Zöpfe, die in höchst einfacher Art um den hellen Kopf gewunden waren. Mit einem Dienstmädchen zusammen besorgte sie das Hauswesen des Vaters, und das war, da alle Gesellen gleichsam auch zur Familie gehörten, gerade Arbeit genug. Genug, aber nicht zu viel. Denn sie gehörte zu denen, die nicht leicht zu viel Arbeit bekommen können.

Und es war so, als wenn all die Mühe, die sie hatte, einen lichten Kreis um sie weben würde, es war fast,

Digitized by Google

als wenn von ihrem Wesen eine Helligkeit ausginge, die alles um sie herum schöner machte.

Das war natürlich eine Täuschung, aber Schöpp Welser glaubte doch daran.

Schöpp Welser stand ganz hinten in der Werkstätte, aber er hatte zwei ganz klare Augen und sah jedes Sonnenstäubchen, das sich um die blonden Haare Sentas herum zu tun machte. Er beneidete jeden einzelnen Lichtstrahl, der sich an eines dieser Haare hing und damit spielte. Aber er stand so an seinem Schraubstock, daß niemand es merkte, daß sein Sinnen da vornen an der Tür bei des Meisters blondem Kinde war. Er setzte sich auf die Feilbank, gerade wie die anderen, trank aus seinem Krüglein, das Senta eingefüllt, und aß von dem Brot, das Senta gebacken, so wie wenn es eben nichts Schöneres gäbe, als Brot zu essen und dazu fränkischen Birnenmost zu trinken.

Aber gerade diesen Morgen, als das Mädchen mit dem Vater plauderte und von Zeit zu Zeit unbewußt in das volle Sonnenlicht trat, da wurde ein Wunsch in ihm zum festen Vorsatz.

Schöpp Welser war eine schwerfällige Natur. Was hätte er darum gegeben, wenn er, wie mancher andere, sein Späßlein hätte erzählen können! Denn Senta lachte wie das Rauschen einer Waldquelle, man wurde davon in tiefster Seele gesund, und sie sprach mit jedem, der etwas zu sprechen wußte. Nur sowie sie merkte, daß einer irgendwie mehr für sie als alle anderen sein wollte, da war es aus.

Welser wußte zu schweigen und wollte seine Stunde abwarten, er vermied alles und jedes, was ihn irgend hätte verraten können, und doch verhielt sie sich anders gegen ihn als gegen alle anderen.

Digitized by Google

Am Morgen, wenn sie in die Stube kam, gab sie allen, gerade der Reihe nach wie sie standen, die Hand.

Schöpp Welser bekam nur die Fingerspitzen. Wenn sie mit einem sprach, sah sie ihm ins Gesicht, bei Schöpp Welser sah sie auf den Boden und war so sparsam, als wenn die Worte preußische Taler gewesen wären, wenn es die damals schon gegeben hätte.

Das war nicht gerade ermutigend, aber weil ein richtiger Schlossergeselle nicht etwa Nerven, sondern Stahldrähte im Körper hat, so änderte das an den Absichten des Schöpp Welser gar nichts.

Wenn auch sein ganzes Denken sich nun um diese Mädchengestalt wob, er wußte nicht, wie sie es ahnen konnte — und doch mußte dem so sein. Sie hatte eine hohe, helle Stirn, und es war immer mehr dahinter, als man vermutete, aber mit hohlen Dingen war da nichts zu machen, deswegen störte es ihn gar nicht, daß gleichzeitig mit ihm auch der Stotel aus Bremen, ein lustiger Geselle, der in ganz Nürnberg seiner Flausen wegen bekannt war, sich um Senta bemühte.

Dem gab sie die ganze Hand — Schöpp achtete ausdrücklich darauf, und gerade nur er allein war es, der eine besondere Behandlung erfuhr. Das deutete wenigstens darauf, daß man ihn ganz anders einschätzte. Ob im guten oder schlimmen Sinne, das war freilich nicht so sicher.

Es lag ihm aber gar nicht, lange zu werben. Schöpp Welser konnte nur fragen, nur einmal fragen — und dann mußte es ein klares Ja oder Nein sein.

Etwas anderes wollte er nicht. Daß es aber ein Ja sein mußte, dafür wollte er alles einsetzen, er wollte seine Kunst so gut lernen, daß daran auch eine Senta nichts mehr zu wünschen hatte. Das waren die Werte, die er bieten wollte, und er schätzte diesen klaren

Digitized by Google

Mädchenkopf darauf ein, daß damit etwas bei ihm zu gewinnen war.

So war Schöpp Welser bald mit seinen Plänen fertig. Er wollte nach dem Süden gehen. Wie weit und wie lange, das sollte von den Umständen abhängen. Er wollte die Kunst lernen, mit einem Hammer aus einem Stücke Eisen Rosenzweige und Lorbeerblätter zu formen. Darin waren diejenigen Meister, die um jene Zeit in allen Künsten allen anderen vorangegangen waren, die Bewohner der Städte jenseits der Alpen, und dahin trieb ihn seine Sehnsucht, deren eigentlicher Inhalt ein blondes Mädchen war, das er alle Tage sehen und sprechen konnte.

Nachdem er einmal diesen Entschluß gefaßt, wurden ihm die Stadtmauern von Nürnberg bald zu eng, und die Wolken, die über die Ebene draußen vor der Stadt zogen, schienen ihm zu schwer und drückten auf sein Gemüt.

So sagte er eines Tages seinem Meister die Arbeit auf und erklärte ihm, daß er denen da unten, jenseits der großen Berge, etwas abschauen wollte.

Eine Reise über die Alpen galt damals noch als ein kühnes Unternehmen und mit vollem Recht, denn es war keine Kleinigkeit, zu Fuß die Schweiz zu durchwandern. Eine andere Fortbewegungsart aber kam für einen Handwerksburschen gar nicht in Frage.

Aber das reizte den Schöpp eher, als daß es ihn abhielt. Nur eines hätte er gern mitgenommen, ein einzig liebes Wort von dem Mädchen, um das sich ja doch alles für ihn drehte.

Er wußte es so einzurichten, daß er am Sonntag der letzten Woche, die er in Nürnberg verbringen wollte, mit ihr allein im Zimmer war.

„Du weißt, daß ich fortgeh'," sagte er zu ihr. „Aber weißt du auch warum?"

Digitized by Google

Sie schnitt gerade Brot, denn die Gesellen sollten bald zum Abendessen kommen. „Du wirst halt mehr lernen wollen," gab sie ruhig zurück, ohne sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

„Ja freilich, das ist's schon. Aber weißt du, warum ich mehr lernen will?"

„Ich denk' mir halt, damit du mehr kannst," meinte Senta und schob ihren Brotlaib in eine Lade, legte die abgeschnittenen Stücke auf dem Brett ordentlich zurecht und stellte es mitten auf den Tisch.

Auf diesem Wege kommt man nicht vorwärts, dachte sich Schöpp und wollte sich einen anderen aussuchen. „Senta, es ist wohl nie ein Mensch so schwer aus diesem Haus fortgegangen wie ich!"

Jetzt wurde sie unruhig, und er hatte ganz plötzlich das Gefühl, zuviel gesagt zu haben. Sie gab ihm keine Antwort, und er hätte wohl Zeit gehabt, etwas hinzuzufügen, aber er wußte nicht, was es sein sollte. Die Luft wurde schwer, und als endlich nach einigen Minuten, die nicht zu messen waren, ein anderer Geselle kam, da war Senta so froh wie Schöpp Welser.

In den folgenden Tagen war Senta gerade so sparsam mit Worten, wie sie es bisher gewesen war. Sie sprach ganz gern mit jedem über die alltäglichen Dinge, wie sie zum Geschäft oder zum Haus gehörten, aber sie vermied es, je ein Wort mehr zuzugeben.

Das blieb auch Schöpp gegenüber so bis zur letzten Stunde, und dennoch hatte er das bestimmte Bewußtsein, daß ihr bestes Wünschen ihn auf seiner Wanderschaft begleiten würde. Noch am Morgen gab sie ihm zum Frühgruß nur die Fingerspitzen, und rasch, als wenn sie ja nicht zu lange bei ihm verweilen dürfte, bot sie einem anderen die Hand und sprach mit — dem anderen. Schöpp arbeitete nicht an dem

Digitized by Google

Vormittag, er ging in der Stadt herum, denn er wollte noch da und dort ein Lebewohl anbringen. Damals hatte jedermann eine ganze Reihe von guten Bekannten, die wirklich Anteil an seinem Leben nahmen.

Als Schöpp gegen Mittag zurückkam, da nahm ihn der Meister beiseite. Er hatte etwas ganz Besonderes mit ihm zu bereden.

Senta war in der Küche, und die beiden Männer waren ganz allein.

Als Meister Weißbart die Tür geschlossen hatte, sagte er: „Du weißt, daß mein Bub in Heidelberg in der Lehre ist."

„Ich hörte davon."

„Ich tat ihn wenigstens dorthin, aber er ist nicht mehr da."

Schöpp wurde aufmerksamer. Aus der Lehre laufen, das war damals mindestens so schlimm, wie wenn heute einer bei den Grenadieren desertiert.

„Es weiß hier noch niemand davon, und es ist mir recht, wenn auch ferner niemand davon erfährt. Er soll nun in Basel sein, und zwar bei einem Schlosser Burkhardt. Es ist eine gute Werkstätte, und darum sagte ich mir, daß es so sein mag, und ich will weiter nichts davon und nichts dazu tun. Aber ich möchte gern wieder einmal von dem Buben etwas hören. Er ist jetzt achtzehn, und ich bekenne, daß ich nicht ganz ohne Sorgen um ihn bin. Er hat einen Lockenkopf und setzt die Mütze schief auf, singt unheimlich gut, und die Mädels schauen ihm nach. Die Schweizer sollen brave Leute, nüchterne Leute sein, die wissen, was sie wollen in der Welt. Aber Basel ist an der Ecke, wo sich alles mögliche von Volk und Völkern herumdrückt. Such mir den Buben auf, und wenn es ihm irgendwie nicht gut geht, dann hilf ihm. Nimm ihn mit dir, wenn du

Digitized by Google

willst, aber dann behalt ihn auch bei dir. Wahrscheinlich wird er auch dort sein Verslein anbringen. Das ist ja ganz recht, aber wenn er dabei in schlechte Gesellschaft geraten sein sollte, dann sag ihm, wo sein Vaterhaus steht."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Meister Weißbart an einen alten Schrank und holte ein Lederbeutelchen hervor. „Da, wenn es dir nötig scheint, so gib ihm Geld," sagte er.

„Es soll alles so sein, wie Ihr es wünscht, Meister, aber wenn er nun mit mir nichts zu tun haben will?"

„Es ist ein recht guter Kern in dem Bengel, deswegen hab' ich ihn machen lassen, und wenn du ihm sagst, daß du von mir Auftrag hast, so wird das schon seine Wege finden."

Schöpp Welser stand auf, er betrachtete die Unterredung als beendigt und wollte noch einmal in die Werkstatt gehen. Aber gerade kam Senta und schickte sich an, den Tisch für das Mittagessen zu ordnen.

„Hör, Senta," sagte der Vater, „gerade hab' ich dem Schöpp Auftrag gegeben, unseren Franz aufzusuchen. Willst ihm nicht auch etwas sagen?"

Bei diesen Worten des Vaters ging ein Leuchten über des Mädchens Gesicht, ihre ganze Gestalt kam in eine ganz andere Bewegung, als sie ihr sonst eigen war. Sie kam auf den Schöpp Welser zu und sagte: „Und du willst das tun?"

„Ich hab' es versprochen."

„Das ist recht lieb von dir." Sie gab ihm die Hand, diesmal aber die ganze Hand. „Ich danke dir vielmals. Und sag ihm, daß ich ihn recht gern hab' und alles Gute ihm wünsche. Und sag ihm, wenn die Menschen draußen in der Welt nicht lieb zu ihm sind, dann soll er daran denken, wo er daheim ist. Sag

Digitized by Google

ihm, sein Zimmer steht immer noch leer, und die Blumen blühen am Fenster, weil er es so gern gehabt hat, und jede Woche wird alles einmal rein gemacht. Sag ihm das, sei so gut! Sag ihm auch, daß ich alle Tage an ihn denke und jeden Sonntag in der Kirche für ihn bete!"

Damit ließ Senta seine Hand los, sie ging nach der Tür, denn es war Zeit, die anderen zum Essen zu rufen.

Der Meister machte sich an einem Schrank zu tun, und Schöpp Welser stand mitten in der Stube, und ihm kam vor, als wenn er mit Liebe überladen wäre, wie ein Rauschgefühl kam es über sein ganzes Wesen. Jetzt erst hatte er so die richtige Wanderfreude, jetzt zog es ihn hinaus, jetzt hatte er etwas in der Brust, das nur da draußen auf weiten Wegen sich entfalten und ausleben konnte.

* * *

Durchs schöne Frankenland war ein lustig Wandern. Ein reicher Segen lag auf Äckern und auf Wiesen, und überall so viel Freude, daß ein junges Herz an keinem Tage leer auszugehen brauchte. Schon am vierten Tag war Schöpp im Neckartal, wo sein Heimatstädtchen lag. Mit Nürnberg war's ja nicht zu vergleichen, die Mauern niedrig und die Häuser klein, die Gassen schmal und die Plätze eng, aber in einer dieser schmalen Gassen lehnte sich an die niedrige Stadtmauer eines dieser kleinen Häuser — es war just nichts daran, was ihm einen Stern im Bädeker verschafft hätte, wenn es damals schon so etwas gegeben hätte — aber es war für den Schöpp doch so wichtig, daß er sein Herz schlagen hörte, als er darauf zuschritt, um durch die niedrige Tür einzutreten.

Es war sein Elternhaus.

Digitized by Google

Dort wohnten seine Mutter und seine Schwester. Er hatte sie beide lieb. Und weil man, wenn man so draußen war, von den Seinen zu Hause in jener Zeit wohl jahrelang keinerlei Nachricht bekam, so war es immer ein Ereignis, wenn man den Fuß auf die Schwelle des Elternhauses, das man so lange nicht gesehen, setzte.

Es war gegen Abend an einem schönen Septembertag, als Schöpp in die Stube trat. Die Schwester stand am Tisch und machte ihn zurecht fürs Abendessen, die Mutter war in der Küche.

Er blieb einige Augenblicke unter der Tür stehen. Hannchen war jetzt neunzehn Jahre alt und doch schon beinahe so weit wie Senta, mit der Schöpp jedes Mädchen, das ihm irgendwo irgendwie begegnete, verglich. Sie war schlanker und um weniges größer als Senta. Sie trug ihr braunes Haar in Zöpfen, die lustig über die Schultern baumelten.

Weil sie gerade ein Liedchen summte, hatte sie den Bruder nicht einmal gehört. Als sie aber sich dann umdrehte und zur Tür hinausgehen wollte, da standen sich die beiden unversehens ganz nahe gegenüber.

Das Mädchen schrak jäh zusammen. „Gott steh mir bei!“ rief sie.

Er hielt ihr lachend beide Hände entgegen. Jetzt erkannte sie ihn. „Hast du mich aber erschreckt!“

„Bekomm' ich keinen Willkommkuß?“

Sie wurde rot und zögerte, aber dann kam sie doch beizeiten auf ihre alte, gute Sitte, bot ihm den frischen Mund, und er küßte sie kurz, wie es Brauch in dem Hause war.

Die Mutter hatte schon gehört, daß jemand gekommen war, und es gab eine große Freude, als hätte man sich ein halbes Menschenleben nicht gesehen.

Digitized by Google

Noch an diesem Abend gingen Schwester und Bruder miteinander den Stadtmauern nach, und weil er von Natur stiller war, so erzählte sie fast die ganze Zeit.

Aber einmal kam sie doch an ein Ende. Man stand am Fluß, wo man am jenseitigen Ufer einen Kahn angebunden sah.

„Schad', daß dieses dumme Schifflein nicht bei uns am Ufer ist!" sagte sie. „Ich tät' gern ein bißl herumfahren."

„Kannst du denn rudern?"

„Und wie!" Es war gerade, als wenn sie mit diesen Worten um einen Kopf größer würde.

„Früher hast du dich vor jedem Ententeich gefürchtet."

„Ja, das glaub' ich, aber jetzt nicht mehr."

„Seit wann bist du denn so mutig?"

Sie stand jetzt neben ihm wie als Kind, und es war wieder so, als wenn sie dem großen Bruder etwas zu vertrauen hätte. „Ich bin gar nicht so, Schöpp. Ich hab' so Angst, keine Nacht kann ich mehr ruhig schlafen, und ich darf doch die Mutter nichts merken lassen. Es ist so schwer, wenn man es gar niemand sagen kann."

Das war wieder das alte Schwesterlein von einst, und er legte gütig, wie wenn er ihr Vater wär', den Arm um ihren Nacken. „Mir kannst du's doch sagen!"

„Aber wirst du's tun?"

„Wenn ich dir was Liebes tun kann, Hannele, dann tu' ich's!"

Jetzt wurde sie lebhaft. „Mein Leben lang wär' ich dir dankbar!"

„Was ist's denn?"

„Er ist fort!"

Obwohl Schöpp sofort fühlte, daß sie damit ihr ganzes Innenleben in ein paar Worte gehaucht, war

Digitized by Google

ihm doch augenblicklich der Sinn dieser Worte nicht zugänglich. Aber dann erfaßte er die Sache. „Davon habe ich doch nie etwas gewußt, Hannele!“

„Deswegen ist es ja jetzt so schwer, weil niemand was davon gewußt hat.“

Sie lehnte an ihn und zitterte vor Erregung.

„So sag es doch — alles, vielleicht kann ich doch was tun für euch.“

„Er ist ein Schäffler, und da waren Händel gewesen im Dorf dort drüben, und weil er sich gar nichts gefallen lassen will, so ist er auch hineingekommen. Er ist ja sonst so gut, und dann hat es Geschichten gegeben, und dann ist er fort in einer Nacht, als es ganz dunkel war — mit jenem Kahn ist er über den Fluß gefahren, und ich hab' den Kahn allein und leer zurückgebracht.“

„Wo ist er denn hin?“

„Ja, das wollt' ich dich doch bitten zu erforschen. Den Rhein hinunter, nach Brabant wollt' er gehen, weil dort ein großes Leben sei. Und ich sitz' hier und sehne mich über alle Berge und meine alle Tage, daß ich von ihm was hören müßt'. Geh du den Weg, es ist ja am Ende auch für dich eine gute Gegend. Tu es um meiner Liebe willen, ich bin so entsetzlich in Sorgen.“

„Ich kann nicht,“ sagte Schöpp abgewandt.

„Du kannst nicht? Sind dir nicht alle Wege frei?“

„Ich hab' meinem Meister versprochen, in der Schweiz nach seinem Sohn zu suchen, er gab mir Geld mit für ihn, und das muß ich doch richtig abliefern!“

„Und das liegt dir näher als alles, um was ich bitte?“

Er konnte es ihr nun nicht länger verbergen. „Das wär' es nicht, aber die Schwester hat mir liebe Worte an ihn aufgetragen, die kann ich nicht bei mir behalten, die muß — die muß ich ihm sagen!“

Digitized by Google

„So bist du jetzt?“ klagte sie. „Eines anderen Schwester steht dir näher als deine eigene?“

„Nicht, weil sie eines anderen Schwester ist, sondern weil sie selber gerade so ist, wie sie ist!“

Jetzt verstand sie ihn und schwieg.

„Ich bin noch schlimmer dran als du, Hannele, denn ich durfte es nicht einmal ihr selber sagen. — Nun weißt du alles!“

Aus dem Rebengelände am jenseitigen Ufer klang ein trauliches Volkslied herüber. Bruder und Schwester gingen Hand in Hand weiter dem Flußufer nach, und weil sich Hanneles Gedanken nur langsam aneinander reihten, sagte sie nach einigen Minuten: „Aber warum gingst denn du dann fort?“

„Du weißt, daß ich um nichts bitten kann, wenn ich nichts dafür zu geben hab'. Ich will wiederkommen, wenn es Zeit ist. Da unten im Süden, da lernt man etwas, und dann kann ich fragen.“

„Aber die lange Zeit! Wenn nun ein anderer —“

„Nein, die ist von altem Gold. Es gibt Frauen, die versprechen die Treue und halten sie nicht, aber es gibt Frauen, die, wenn sie wissen, daß ihnen ein Mann die Treue hält, sie ebenfalls halten, auch wenn darüber kein Wort gesprochen ist. So eine ist das.“

* * *

Drei Tage nachher wanderte Schöpp rheinaufwärts, bald allein, bald zu mehreren, aber immer eine jungfrische Fröhlichkeit im Gemüt und eine herrliche Hoffnung im Herzen.

Den Einzug in die alte Stadt Basel hielt er an einem Samstagnachmittag.

Das wichtigste an diesem Platze war ihm natürlich sein Auftrag. Er suchte nach der Werkstätte des

Digitized by Google

Schlossers Burkhardt und fand sie auch bald. Sie war in einer der Gassen, die auf den Münsterplatz münden.

„Ja, ein Gabler aus Nürnberg ist hier gewesen, hat drei Monate gearbeitet, ist aber kurz vor der Gesellenprüfung davongegangen, wahrscheinlich nach Zürich," lautete die Antwort.

Schöpps Pläne waren nun schon verschoben. Er hatte nach Luzern und von da geradeswegs über den Gotthard gehen wollen. Damit war's aus. Schon am Sonntag früh machte er sich auf den Weg. Er hätte alles mögliche in Basel tun müssen, vor allem einmal einen Tag gehörig ausruhen. Der neue Waadtländer war außerdem bereits trinkfähig, und er hätte ihn gern mit dem fränkischen Birnenmost verglichen, aber sein Felleisen war ziemlich schwer, und da hieß es straffe Knie und gesunden Sinn behalten.

Am Mittwoch früh traf er in Zürich ein.

Zürich war damals, gerade wie Nürnberg und wie die meisten Städte, ein Staat für sich. Eben waren die schweren inneren Kämpfe entschieden und die letzten Wunden noch nicht verheilt.

Aber die Streitereien, die noch ganz Deutschland teilten, waren, äußerlich wenigstens, erledigt. Ein neues Leben trieb überall, und es wäre nicht schwer gewesen, Arbeit zu finden. Schöpp Welser suchte aber keine Arbeit, er suchte Sentas Bruder, und noch hatte er nicht Zeit gehabt, sich in dem Lande, in dem er sich zum ersten Male befand, ordentlich umzusehen, weil er nur daran dachte, die lieben Worte, die ihm ein liebes Mädchen aufgetragen, weiterzugeben.

Vorerst hatte er keinerlei Anhaltspunkte. Aber wie heute noch in einer Kleinstadt, so wußte damals in jeder Stadt ein jeder seines Standes, wo dieser und jener Geselle untergebracht war. Als er sagte, daß

Digitized by Google

er von Nürnberg käme, erzählte man ihm, ohne daß er danach frug, von einem anderen Nürnberger.

„Wo kann ich erfahren, wo er ist?"

„In der ‚Blauen Fahne'."

Die „Blaue Fahne" war damals, wo sie heute noch ist, und Schöpp ging hin, bestellte sich sein Mittagsmahl, vielleicht kam der junge Gabler auch zum Essen.

Er frug ein nettes, dunkelhaariges Mädchen, das ihm die Suppe brachte: „Kennt Ihr den Nürnberger Schlosser nicht, Gabler heißt er?"

Das Mädchen wurde über und über rot und rannte davon, ohne ihm Antwort zu geben.

Dazu konnte man sich zwar wohl etwas denken, aber nicht viel damit anfangen. Schöpp wartete, bis die Wirtin kam und den Gästen guten Appetit wünschte. Der wiederholte er sein Sätzlein.

„Jawohl, das chaibe Bübli chenn i scho!" sagte die Wirtin, und ehe der erstaunte Schöpp den ganz eigenartigen Blick, mit dem diese merkwürdige Auskunft erteilt worden war, begriff, war sie schon einen Tisch weiter.

Jedenfalls freute sich Schöpp, auf den gesuchten Spuren zu sein, das andere fände sich dann am Ende leicht. Das Mädchen, das er zuerst angesprochen, ging freilich in großem Bogen um seinen Platz herum, und die Wirtin sah ihn von Zeit zu Zeit mit so seltsamen Blicken an, daß er nicht wußte, ob man ihn für einen Falschmünzer oder für einen Taubendieb hielt.

Das Essen war ausgezeichnet, aber Schöpp war doch sehr bald damit fertig, und dann verließ er die „Blaue Fahne", ohne seine Nachforschungen zu Ende geführt zu haben.

Vom Zunftmeister erfuhr er dann bald, wo der Gabler gearbeitet hatte, aber in der bezeichneten Werk-

Digitized by Google

stätte wußten weder Meister noch Gesellen, wo sich der „lustig Schwob", wie man damals schon die Deutschen insgesamt nannte, hingewandt habe. Alle sonstigen Nachforschungen blieben ohne greifbaren Erfolg. Schöpp Welser wußte schließlich nichts Gescheiteres zu tun, als nochmals ins Wirtshaus in der engen Gasse zu gehen.

Es war am hohen Nachmittag und zufällig, außer einem alten Manne, der eine Gnadensuppe verzehrte, in der Stube niemand anwesend.

Das Mädchen, das er bereits kannte, brachte ihm seinen Schoppen, und während er darüber nachsann, ob er nun noch einmal anklopfen sollte, setzte sie sich neben ihn und begann von selber.

„Was wüsset denn Ihr vom Franz?"

„Grad nichts weiter weiß ich von ihm, deswegen bin ich doch nach Zürich gekommen."

Das Mädchen sah sich nochmals um, dann sagte es halblaut: „Ich han ihn drumm so gern tha, und furt isch er, hesch mi gseh'."

Schöpp verstand wohl den Sinn, wenn auch nicht jedes Wort.

„Ich fürcht' jo bloß, daß er übern große Berg isch."

„Nach Italien?" frug Schöpp.

„Jo ebe, zu dene Italiener. Die Wieber mache ja alles närrisch."

„Da will ich gerade auch hin."

„Bhüt mi Gott, am End' findet Ihr den Franz."

„Das wollte ich allerdings."

„O bitti, bitti! Dann bringet mir ihn wieder zruck!"

Das Mädchen faltete die Hände und sprach so warm und innig, daß Schöpp ganz benommen war.

„Ich soll ihn doch nach Nürnberg mitnehmen, deswegen bin ich ja gerad hier."

Digitized by Google

„Und wenn's ihm schlecht goht — gellet, dann gebt ihm, was er brucht." Sie sah sich um und holte ein Leinensäcklein hervor. „Zu Euch han ich Vertraue, gebt ihm das Geld. Wenn er's nit brucht, würd' er's scho selber wieder bringe."

Das Geld nahm Schöpp Welser zwar nicht, denn das andere war ihm schon warm genug geworden, und je mehr Geld, um so größer die Gefahr, aber alle die lieben Worte und die guten Grüße, die ihm das hübsche Wirtstöchterlein auftrug, die nahm er mit. Und er versprach, den Franz zu bringen, wenn der damit einverstanden wäre.

* * *

Nachdem sich Schöpp noch einen Tag in der schönen Stadt Zürich umgesehen hatte, ging er weiter.

Das heißt, zunächst fuhr er mit einem Frachtschiff auf dem Züricher See den Bergen entgegen. Er sah am Morgen die silberweißen Häupter in der Sonne glänzen, und daß sie gar so furchtbar waren, die Berge, wie die anderen behaupteten, das wollte er gar nicht glauben. Wie heute noch die Kinder aus der Ebene, meinte auch er, daß diese Kriegsknechte, Fuhrleute und anderes Volk, mit denen er dann und wann zusammentraf, die Sache denn doch übertrieben. Er bemerkte auch, daß sie auf alle Fälle sehr gern ein bißchen prahlten, und wenn sie von den Zähnen der Drachen erzählten, die im Gotthard einmal gehaust hatten, dann kam es den meisten auf einen Fuß mehr oder weniger, die Länge der Zähne betreffend, gar nicht an.

Zum ersten Male kam Schöpp dazu, die Natur in ihrer Erhabenheit zu sehen. Er suchte zwar noch immer den Franz Gabler, aber nach allem, was er jetzt von ihm wußte, konnte er ebensogut bei einem

Digitized by Google

schönen Wirtstöchterlein im Reußtale, als in einer Werkstätte in Mailand, oder mit einer Laute über der Schulter an der Straße zu finden sein.

Jetzt nun brauchte er sich also nicht mehr zu beeilen, im Gegenteil war's vielleicht das richtigste, wenn er so langsam wie möglich seinen Weg machte.

Am Südende des Sees war ein großer Landeplatz, dort stieg er aus seinem Schiffe und machte sich auf den Weg, den auch hundert andere gingen, den Weg, der zunächst nach dem Kloster Einsiedel führte und dann weiterhin nach Brunnen und dem Gotthard zu.

Die Waren wurden Maultieren aufgeladen, und fahrende Handwerksgesellen fanden freie Station und Verpflegung, wenn sie, ein Stöcklein in der Hand, die Führung zweier Tiere übernahmen. Das war keine üble Einrichtung. Er hatte zwar Geld, aber das konnte er auch wo anders los werden, und so tat er denn mit.

Als man in Brunnen ankam, war es gerade der 1. Oktober des Jahres 1561. Nach ein paar trüben ein ganz klarer Tag. Zum ersten Male stand der junge Deutsche den gewaltigen Bergen so gegenüber, daß er mit ihnen auf Du und Du reden konnte.

Auf den Gipfel eines solchen Berges zu steigen, um sich an der Großartigkeit der Alpenwelt zu erfreuen, das wäre damals keinem Menschen beigekommen. Man schlich sich durch die Täler und Schluchten und machte ein Kreuz vor jedem Gletscherhaupt, denn diese Eismajestäten waren der Menschen Feinde, sie sandten ihre furchtbaren Lawinen herab, die nicht selten Maultiere, Treiber und Ware verschlangen.

In Brunnen war dem ungeachtet ein weit größerer Betrieb als heutzutage. Es gab noch mehr Fremde, als es jetzt da gibt, auch wenn man die beste Besuchszeit als Vergleich nimmt. Diese Männer hatten aber

Digitized by Google

keine Bügelfalten in den Hosen. Zumeist waren es struppige Gesellen, aus allen Ländern zusammengewürfelt, Kerle, die um einen Louisdor ihr Leben vier Wochen an einem Faden baumeln ließen.

Aber die gemeinsame Gefahr hatte etwas Zusammenführendes. Ein jeder, der vom Gotthard kam, dankte Gott, als wenn er durchs Rote Meer gezogen wäre, ein jeder, der hinübergehen wollte, machte sein Testament und trug Handelsleuten, die in die Heimat gingen, die letzten Grüße an die Seinen auf — für alle Fälle.

Auch Schöpp Welser bekam jetzt einen ganz anderen Begriff von der Bergwelt, als er ihn bis dahin gehabt hatte. Er kannte den Odenwald, den Schwarzwald und ein Stück von Thüringens Bergen, aber daß man sich auf einmal zwischen Felsen so eingeengt finden könnte, daß es nur noch einen einzigen Ausweg gab, das hätte er sich vordem gar nicht denken können.

Der Vierwaldstätter See, über den man nun zu Schiff die Reise fortsetzte, lag ruhig. Er hatte einen von seinen guten Tagen, und lieblich murmelten die Wellen am Strand, wo die schweren, unbeholfenen Lastschiffe vorüberglitten. Hier hörte Schöpp zum ersten Male die Töne eines Alphorns. Wie weich und aussöhnend klang das durch die Schroffen und Schründe — und immer wieder kam er auf den ganz unglaublichen Gedanken, einmal eine Zeit in diesen Bergen, bei diesem Volke zu verbringen.

Als man in Flüelen landete, da sagte er den Maultiertreibern, zu denen er seit dem Züricher See gehörte, die Gemeinschaft auf. Er wollte frei gehen, nur im Gedanken an diese neue Welt, die ihn hier umgab. In einem Unterkunftshaus in Altdorf traf er einen Händler, der nach Nürnberg ging. Dem trug er eine Botschaft

Digitized by Google

an den Schlossermeister Weißbart und seine Tochter auf. Der Sohn sei nach Italien gegangen, und er werde ihn dort suchen. Soweit er habe erfahren können, habe er sich immer wohl befunden, und es werde ihm wohl auch in Italien gut gehen.

Vom Geld sagte er nichts, denn er hatte bereits gemerkt, daß die beste persönliche Sicherheit darin gewährleistet war, daß man als armer Teufel galt. Es gab auf diesem Wege Spielleute, die nicht nur die Fiedel, sondern auch die Karten gut verstanden, alte Soldaten, die es, ihrem Berufe treu, mit einem Menschenleben nicht so streng nahmen, wenn dabei irgend etwas herausschaute.

Die zuverlässigsten Begleiter waren immer noch die Handwerksburschen. Das waren zumeist Söhne aus gutbürgerlichen Familien, die alle, nur um in ihrem Fache sich auszubilden, diesen Weg machten.

Nach drei Tagen war man am Gotthard.

Damals führte ein Saumpfad über den Berg. Heute noch sind Reste von ihm vorhanden. Er war gepflastert, und man konnte keine halbe Stunde gehen, ohne nicht einem Trupp von Menschen und Tieren zu begegnen. Heute ist eine Straße da, eine breite, schöne Straße, aber in drei, vier Stunden begegnet man vielleicht einem einzigen Wanderer. Jetzt geht alles durch den Berg durch.

Natürlich wurde in Andermatt übernachtet, denn man konnte den Übergang in einem Tage nicht ausführen.

Oben lag schon stellenweise Schnee, doch war der Weg so ungefährlich, wie er es heute ist zur gleichen Jahreszeit. Nicht der allerkleinste Drache war anzutreffen, nur da und dort sah man Löcher in den Felsen, in denen einmal solche Ungeheuer gehaust haben sollten.

Digitized by Google

Als Schöpp auf die welsche Seite kam und da blühende Gärten, mit Trauben beladene Rebstöcke und eßbare Kastanien fand, da freute er sich von neuem auf das schöne Land Italien, von dem er jetzt, gerade in diesen letzten Tagen, fortwährend die merkwürdigsten Dinge hatte erzählen hören.

In dem kleinen Städtchen Bellinzona, das damals unter Berner Herrschaft stand und nicht eben am besten auf die Deutschen zu sprechen war, nahm Schöpp zum dritten Male seit seinem Übergang über den Gotthard Quartier.

Er war in dem größten Wirtshaus, und weil alles schon stark besetzt war, als er kam, so führte ihn ein Mädchen in ein Zimmerchen, das ganz oben lag. Es ging einige winklige Treppen hinauf, einige schmale Gänge hin und her, und endlich stand er vor der Tür eines kleinen Raumes, in dem eine Pritsche an der Wand stand.

Das Mädchen war vorausgegangen, jetzt blieb es stehen und leuchtete mit dem Öllämpchen hinein.

„Schlofet recht guet!“ sagte sie.

„Ihr sprecht Deutsch?“

„I bin jo e Berner Maidschi, und Ihr sin gwüß e Schwob?“

„Mögt Ihr die nicht leiden?“

„Wenn s' ordli sind — scho. Chenet Ihr den Franz Gabler nit?“

Schöpp fuhr erstaunt auf. „Den such' ich doch gerade.“

Wieder erhielt Schöpp viele Grüße aufgetragen und wieder mit diesem warmen Unterton, um den auch noch andere den Gemeinten beneidet hätten. Sonst wußte allerdings auch diese Quelle nichts von sich zu geben, und wo Franz Gabler ferner zu suchen

Digitized by Google

war, konnte er da nicht erfahren. Aber wenn der seinen Weg weiter so gründlich markierte, dann war es am Ende nicht schwer, ihn doch schließlich aufzufinden.

Am anderen Tage kam Schöpp schon vor Mittag an den Langensee, und da umwehte ihn zum ersten Male diese echt südliche Luft, die bei jedem Nordländer ihren Zauber übt, die besonders den Deutschen von jeher die Köpfe warm und die Herzen weit gemacht hat.

Damals faßte man die Freude an dem Süden noch anders auf. Das Herzogtum Mailand, das Jahrhunderte unter deutscher Herrschaft gestanden, war eben ein paar Jahre früher an die spanische Krone gekommen.

Man gab damals noch Königreiche als Mitgift weg, und Herzogtümer konnten Taufgeschenke für reiche Fürstentöchter werden, ob das Volk damit einverstanden war oder nicht, das änderte an solchen Sachen wenig. Die Mailänder waren aber oft nicht mit einverstanden, und darum hat mancher deutsche Krieger auf dieser Lombardischen Ebene, die jetzt vor unserem Handwerksmann sich ausdehnte, den letzten Seufzer an die deutsche Heimat ausgehaucht.

Und immer wieder berauschten sich die Germanen an diesem vielen Lichte, wie sie es heute noch tun. Keiner dachte an die Gräber der anderen, auch Schöpp Welser nicht. Jetzt sang er jeden Tag, und es war ihm, als wenn sein Felleisen alle Morgen leichter wäre.

Schneller, als er selbst gerechnet, war er in der großen, schönen Stadt.

Für nordische Begriffe war Mailand schon in seiner Bauweise ein Ort des freien, heiteren Lebens. Schon die Städte Como und Monza, durch die Schöpp gepilgert war, hatten Bauten aufzuweisen, wie man sie

Digitized by Google

in dieser Art und Größe in Nürnberg nicht finden konnte.

Die Art war freilich damals fast in jeder Stadt etwas Eigenes, darin standen die Deutschen und die Schweizer nicht hinter den Italienern zurück. Miethäuser, die man in Paris wegnehmen und nach Rom oder Berlin verpflanzen könnte, ohne daß sie aus dem Rahmen fallen, so etwas gab es in jener Zeit nicht. Die Entfernungen waren nicht darum groß, weil man seine Schwierigkeiten hatte, sie zu überwinden, sondern deswegen, weil man nach zwei Tagereisen zu Fuß eine neue Welt um sich hatte.

In Mailand nun war alles, besonders auch das Leben und Treiben der Menschen, ganz anders als im Norden.

Das fesselte, und Schöpp beschloß sofort, in dieser Stadt Arbeit zu suchen.

Mit den Nachforschungen nach dem jungen Gabler hatte es nun doch ein Ende. Sobald man in der Ebene war, verzweigten sich die Wege. Der Hauptverkehr ging über die Apenninen nach Genua. Genua war unter der Herrschaft des Herzogs Andreas Doria und neben Venedig die größte Seemacht des Mittelmeeres.

In der Lombardischen Ebene waren aber außer Mailand noch Piacenza, Padua, Verona und andere Orte von großer Bedeutung. Da war es einfach unmöglich, zu entscheiden, wo die meiste Aussicht war, den Nürnberger zu finden.

Schöpp blieb also in Mailand.

All das Neue, das gleich von Anfang seine Seele mit Beschlag belegte, war so sehr auf sein innerstes Wesen eingestellt, daß er schon nach einer Woche meinte, er würde sein Leben lang den Weg über die Alpen nicht mehr zurückfinden. Dabei vergaß er sogar, daß

Digitized by Google

da ein blondes Mädchen war, das sicher nicht zu ihm kam, wenn er in Italien blieb, und um dessentwillen er doch seit einem halben Jahr alles, was er getan, gerade so und nicht anders getan hatte.

Daß er gerade das blonde Mädchen vergessen, das führte ihn recht gründlich und früher, als er selbst es für möglich gehalten, in seine alten Gedanken, in seine eigentliche Gefühlswelt zurück.

Er hatte nämlich, nachdem er in Mailand den Oktober und November gearbeitet, so um die Zeit, wo man in Deutschland an die Weihnachtsfreuden dachte, eines Tages ein schwarzes Mädchen an der Hand. Es war die Tochter eines Mailänder Kaufmannes und sehr hübsch. Ein blasses, feingeschnittenes Gesichtchen sah aus einem dunklen Rahmen von gelocktem Haare lieblich zu ihm auf. Um die Lippen zuckte es geheimnisvoll, und wenn sie ihre feinen Hände in die seinen legte, dann glitt der Zauber, der diese ganze schöne Stadt umgab, blitzschnell über seine Seele.

Das war schön, das war einzig schön! Unglaublich rasch hatte er ihre Sprache gelernt, und diese Sprache klang so fein und melodisch, als wenn jeder Satz ein Lied wäre.

Und wenn man auch nie ein Wort gesprochen über Treue oder Liebe, wie er sie auffaßte, in seinem Fühlen lebte das alles, und mit jedem Gedanken hing er an diesem Erleben.

Der Widerspruch, der darin lag, daß er, um so zu empfinden, erst einer anderen, wenigstens in Gedanken, untreu werden mußte, diesen Widerspruch empfand er deswegen nicht, weil all das Neue, was da um ihn war, ganz unbewußt sein voriges Leben überhaupt ausschaltete.

Aber das Mädchen aus dem Süden hatte das ganz

Digitized by Google

anders aufgefaßt. Daß da ein Kuß nicht mehr Rechte gab und geben wollte, als in der Heimat ein guter Händedruck, das wußte er nicht und konnte er nicht wissen.

Und eines Tages mußte er es bitter zahlen, daß er die Denkweise seiner Heimat ohne weiteres auf ein anderes Gebiet verpflanzt hatte, wo sie gar nicht galt und nie heimisch gewesen war.

Damals verließ er Mailand. Es war just um die Weihnachtszeit, und wie um den Kopf eines jeden Deutschen, der allein in dieser Zeit in der Fremde weilt, so flogen auch um seinen Kopf kleine Engelein, die heimische Weisen sangen. Er sah sie nicht, wußte aber doch ganz gut, daß sie da waren. Eigentlich wäre es gerade recht gewesen, nun an die Heimkehr zu denken. Wenn er sich vorgenommen, nicht mehr über den Gotthard zurückzugehen, so war das kein Reisehinderungsgrund, denn es war ja am Ende noch der Weg über den Brenner da, der für die Stadt Nürnberg auch nicht weiter war.

Aber um so zu denken, war er noch nicht lange genug in Italien gewesen. Und er empfand eine tiefe Scham, je mehr er dahin dachte, wohin sein Herz ihn doch wieder zog. So wählte er die andere Richtung und schlug den Weg über die Apenninen ein. In Genua hoffte er zu vergessen.

Von der Reise über das Gebirge versprach er sich nicht viel Neues und insbesondere keinerlei Erlebnisse, die irgend von Bedeutung sein konnten. An eine Gefahr irgendwelcher Art dachte er, nachdem er den Gotthard hinter sich gebracht, gar nicht mehr.

Das war aber dann ganz anders.

* * *

Digitized by Google

In der Lombardischen Ebene war es bitter kalt. Wenn man das in Thermometergraden hätte ausdrücken können, so würde man zwar gefunden haben, daß es in Deutschland zu gleicher Zeit viel kälter war, aber in Deutschland hat man warme Öfen und Holz, um sie warm zu halten. In Italien gab es derlei nicht, und wenn auch die Italiener höfliche Leute sind und damals schon waren und einen deutschen Handwerksburschen ebenfalls vor den Kamin sitzen ließen, vor dem sie selber saßen, so fror Schöpp Welser doch in dieser Weihnachtszeit wie in keiner zuvor.

Das trieb zur rascheren Wanderung.

Über die Apenninen führte ein ähnlicher Saumpfad wie über den Gotthard. Die Berge waren bei weitem nicht so hoch und nicht so felsig, die Schluchten nicht so tief. Auch Wasserstürze gab es seltener, und im ganzen war daher die Gegend unfruchtbarer als die Täler der Schweizer Alpen.

Es war am Abend des dritten Wandertages, als gegen Sonnenuntergang Schöpp sich etwas abseits vom Wege hinter einem Felsen lagerte. Er hatte sich, gegen den Nordwind geschützt, in seinen Mantel gehüllt und hingelegt. In der Richtung nach Süden sah er zwar noch nicht das Meer, aber in eine andere Bergwelt hinein, als die war, die ihn jetzt umgab. Eben war er dabei, über seine seltsamen inneren Wandlungen der letzten Wochen nachzudenken, da hörte er plötzlich ganz nahe bei sich ein lautes Gerede.

Er sprang auf und sah, wie zwei Männer sich um einen Mönch, der die Straße daherkam, zu schaffen machten. Bald merkte Schöpp, daß die beiden den Mönch ziemlich energisch „einluden", mit ihnen zu kommen. Damals trug jedermann seine Waffen bei sich. Keiner, der die Straße zog, hatte seinen Dolch

Digitized by Google

vergessen. Hut und Mantel konnte man vielleicht aus Versehen irgendwo liegen lassen, niemals seine Waffe. Wer sie offen nicht tragen durfte, hatte sie geheim im Gürtel stecken. Diese beiden Männer aber waren sehr wohl mit Waffen ausgerüstet, so wohl, daß es Schöpp nicht recht geheuer war bei ihrem Anblick.

Der Mönch, als Mann des Friedens wehrlos, folgte schließlich auch der energischen Einladung und ging mit ihnen.

Schöpp Welser schlich sich in der Ferne nach. Die beiden Männer waren gute Berggänger, sie nahmen die Felsen, über die der Weg führte, ohne jede Anstrengung; der Mönch, der dazu noch einen schweren Sack trug, hatte es darum nicht leicht. Einer ging voraus, der Mönch in der Mitte und dann kam der zweite.

Nach etwa einer halben Stunde, als es bereits zu dunkeln begann, schien der Mönch müde zu sein, er hatte Mühe, sich immer wieder über neue Felsblöcke zu winden.

Seine Führer wurden ungeduldig, und die Art, wie sie ihm halfen, wurde immer unfreundlicher. Und wenn der hintere von den beiden „schob", so durfte nach Schöpps Meinung wohl jedesmal eine blaue Stelle am Körper des Mönchs den Punkt anzeigen, wo geschoben worden war.

Nach ungefähr einer Stunde war man ganz verloren in felsigem Gebirge, weit und breit war kein Mensch, kein Weg und kein Steg zu finden. Vor einem alten, halbverfallenen Bauwerk hielt man an.

An der Türöffnung dieses „Schlosses" stand der Großherr des Ganzen. Er benahm sich wie ein König. Darum durfte man wohl seine Wohnung ein Schloß nennen. Der Mönch schien über seine Lage sehr gut

Digitized by Google

unterrichtet zu sein, denn sein erstes war, daß er vor dem Mann auf die Knie fiel und um sein Leben bat.

Der schenkte mit einer gütigen Handbewegung dem Mönche sein Leben. Eigentlich wußte auch Schöpp Welser jetzt Bescheid. Er wußte, daß es in den Bergen solche „Schlösser" gab, die von den unfreiwilligen Abgaben der Reisenden lebten.

Wenn wir also dieses „Schloß" einfach ein Räubernest nennen, so wäre das nach dem Begriff der Sprache richtig, aber sachlich doch nicht ganz das, was wir heute darunter verstehen. Auch für Wegelagerer gab es gewisse Verkehrsformen, und darum rannte Schöpp Welser jetzt nicht einfach davon, sondern wartete ab, bis alle im Innern des Baues verschwunden waren. Dann schlich er sich ganz langsam näher. Er war nicht so unvorsichtig, durch ein entdecktes Mauerloch hineinsehen zu wollen, denn dann wäre er sicher bemerkt worden, aber er hörte durch dieses Mauerloch so viel, als er zunächst wissen wollte, und sogar noch einiges mehr.

„Du hast die Priesterweihen empfangen, Mönch?" fragte eine harte männliche Stimme.

„Ja," gab der Mönch schüchtern zur Antwort.

„Du wirst unsere Beichte hören und uns Absolution erteilen."

„Das kann ich hier nicht, dazu müßt ihr zu mir ins Kloster kommen."

„Ich hab' dich nicht gefragt, ob du es kannst, und wenn wir zu dir ins Kloster kämen, wäre die Sache für dein Kloster viel teurer. Im übrigen mach's kurz, zu reden habe ich. Du hast nur zu tun, was ich dir sage."

Dem Mönch blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Er machte aber noch einige Einwände formaler Art.

Digitized by Google

„Das mache du, wie du willst. Dafür, daß ich dir das Leben schenke, wirst du uns Absolution erteilen. Auch alles, was meine Leute auf mein Geheiß getan haben, das will ich vor Gott und der Welt auf meine Kappe nehmen."

„Das ist fürnehm gedacht," murmelte Schöpp unter dem Mauerloch.

Es dauerte nicht lange, so war die ganze Zeremonie zu Ende. Der Schloßherr rief einen seiner Leute, einen blonden jungen Menschen, und dieser wurde damit betraut, den Mönch wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Den Sack, den er vordem gehabt, hatte der Mönch aber nicht mehr, als er wieder vor dem Bau erschien. Er ging langsam voraus und der Blonde bedächtig nach. In gemessener Entfernung, die durchaus dem Respekt entsprach, die man diesen „Führern" durch die Berge zollte, folgte Schöpp. Er achtete peinlich darauf, daß er nicht gesehen werden konnte.

Nach ungefähr einer Stunde war man wieder auf dem allgemeinen Saumpfad.

„Nun wirst du ohne mich weiterkommen," sagte der Blonde.

„Und wenn ich nun so an die Klostertür klopfe — — wenigstens den Sack hätte man mir lassen dürfen."

„Anderswo hätte dir's noch schlimmer gehen können," sagte der Blonde, aber merkwürdigerweise sagte er das in deutscher Sprache.

In deutscher Sprache und so gut nürnbergerisch, als wenn ihm diese Sprache viel besser liegen würde als die italienische.

Schöpp war darüber so vor den Kopf gestoßen, daß er sich eine Zeitlang besinnen mußte, ob das auch wirklich so war.

Digitized by Google

Der Mönch ging seines Weges weiter, und der Blonde setzte sich auf einen Stein, stellte sein Schwert, das er an der Seite getragen, vor sich hin, legte die Hände auf des Schwertes Knauf und sah träumerisch sinnend in südlicher Richtung in den Abendhimmel hinein.

Schöpp hielt sich noch verborgen. Es schien doch wenig geraten, gerade an dieser Stelle mit einem Banditen zusammenzukommen. Am Ende konnte der auch von ihm Tribut fordern.

So dachte er zuerst. Aber merkwürdig, das Gefühl, einem Manne aus der Heimat nahe zu sein, und unter so seltsamen Umständen, wischte alle Bedenken ganz langsam, ganz stille weg. Er sah am Ende nur noch den Landsmann.

Es war gerade zwei Tage vor Weihnachten. In Italien hat das zwar nicht viel auf sich, da man deutsche Weihnachten dort nicht kannte. Aber für Deutsche war das anders. Und wenn sich dann zwei auf fremder Erde trafen, dann war es doch sehr naheliegend, daß sie nicht einfach aneinander vorübergingen.

Schöpp kam des Weges daher und trat zu dem Blonden hin, der ihn noch immer nicht bemerkt hatte.

„Wißt Ihr den Weg nach Genua?" fragte er in deutscher Sprache.

Erschreckt fuhr der andere auf und griff nach seinem Schwert.

Ruhig legte Schöpp seine Hand auf die des anderen, die sich um den Schwertgriff krampfte.

Die Nacht im Süden ist klar und still. Aber es war noch etwas anderes dabei, daß diese beiden Männer, die sich da gegenüberstanden und einander erst erstaunt ansahen, auf einmal innerlich Frieden geschlossen hatten. Das war nicht nur vom Sehen.

Digitized by Google

Der Blonde ließ seine Hand vom Schwerte sinken und sagte: „Das ist der rechte Weg nach Genua. Dort vorn geht ein anderer, der ihn kennt. Wenn Ihr gut ausholt, so wird es Euch nicht fehlen, seine Fußtapfen zu finden."

„An dir ist der Deutsche echter als der Bandit," dachte sich Schöpp und sagte laut: „Am Einholen liegt mir nichts. Ich habe nichts zu verlieren, Landsmann, und wenn es Euch nichts verschlägt, so würde ich gern ein bißchen aus der Heimat erzählen hören. Seit Ihr schon lang hier unten?"

Der andere schien von diesem Unterhaltungsbedürfnis wenig erfreut, aber er ging doch auf eine Unterredung ein. „Ja, schon jahrelang," erwiderte er.

„Dann werdet Ihr Land und Leute wohl sehr gut kennen?"

„Es macht sich."

„Ist denn dieser Weg hier gefährlich?"

„In diesem Lande sind alle Wege gefährlich."

Schöpp merkte, daß er nicht an der richtigen Stelle angepackt hatte.

Es fiel ein Stern im Süden. Beide sahen unwillkürlich dahin.

„Was dachtet Ihr dabei?" fragte Schöpp Welser.

„Das Glück der Heimat," erwiderte der andere, und er sah noch immer in der Richtung, in der der fallende Stern seinen Strich gezogen hatte.

„Morgen nacht brennen in allen Städtchen im Neckartal die Lichtlein an den Weihnachtsbäumen."

„Ja," sagte der andere, „und in Nürnberg auch."

„Kennt Ihr Nürnberg?" fragte Schöpp rasch.

„Ich war einmal dort," wich der andere aus. „Aber, wenn es Euch recht ist, geh' ich gern ein Stück Weges mit Euch."

Digitized by Google

„Das will ich meinen, Landsmann, und weil wir von Nürnberg sprachen, so kommt mir alles wieder in den Sinn. Von dort geht eigentlich mein Weg und dorthin, will's Gott, auch wieder zurück."

Sie gingen langsam den Saumpfad entlang. Schöpp war auf einmal unruhig geworden. Er sah wieder das blonde Mädchen ganz deutlich. Er sah die Stube mit den breiten Fenstern, und er sah die Gesellen um den Tisch. Jetzt war es kalt da, spät Tag und früh Nacht; aber wenn er daran dachte, so kam es ihm so eigen warm über die Seele und so licht. Gerade nur ein paar Minuten hätte er gewünscht, ganz allein zu sein.

Der Begleiter schien das zu merken, denn er ging so weit von ihm entfernt, als es der schmale Weg erlaubte.

Und dennoch zog es Schöpp zu diesem jungen Menschen. Er konnte kaum älter als er selber sein und war vielleicht ein Mörder und Mordbrenner. Von Furcht war jetzt gar nichts vorhanden. Wenn er ihm nur einmal ganz offen ins Gesicht sehen dürfte. Aber der Blonde ging an der äußersten Kante und hatte das Gesicht ihm abgewandt.

So mochten sie eine Viertelstunde gegangen sein, da begann Schöpp wieder ein Gespräch.

„Ich bin Schlosser und suche Arbeit in Genua. Meint Ihr, daß da was zu finden wäre?"

„Das meine ich schon."

Das war so hingeworfen und forderte nicht zu einer ferneren Unterhaltung heraus.

Aber Schöpp wollte den Anschluß finden und fragte weiter: „Kennt Ihr die Stadt? Könnt Ihr mir einen tüchtigen Meister nennen?"

Darauf gab der Blonde keine Antwort und blieb stehen — gerade an einer Stelle, wo tief unten in einer Schlucht das Wasser rauschte.

Digitized by Google

Auch Schöpp stand, sagte aber nichts, denn er hatte das Gefühl, daß bei seinem Nachbar irgend etwas Wichtiges vorging oder vorgehen würde.

Langsam gürtete dieser das Schwert von seiner Seite, dann hob er es mit samt der Scheide hoch in die Luft und schleuderte es, ohne ein Wort zu sagen, in den Abgrund hinunter.

Darauf stand er lange still.

Schöpp blieb wie angewachsen auf seinem Platz. Er ahnte, was das bedeuten mochte, aber er wollte dem anderen Zeit lassen, den Rückweg, den er damit angetreten, ganz allein, völlig von sich aus zu finden.

Es mochte Minuten gedauert haben, dann kam der Blonde zu Schöpp, hielt ihm die rechte Hand hin und sagte: „Auf gute Wanderschaft! Ich gehe mit nach Genua."

Schöpp zögerte. Bis jetzt hatte er noch nie einem Banditen die Hand gedrückt — wenigstens soviel er wußte. Und dann tat er es doch.

„Ich bin auch Schlosser, und ich glaube, keiner von den schlechtesten zu sein, und ich weiß mit Land und Leuten Bescheid. Wenn's Euch recht ist, werden wir zusammen Arbeit suchen gehen."

So gingen sie zusammen. Einmal, als Schöpp auf die Heimat zu sprechen kam, wurde der andere wieder still, und dann nahm sich Schöpp vor, kein Wort mehr davon zu sagen, bis der Blonde selber anfing.

„Ich heiße Karl Staffen und bin aus Fürth," erklärte der Blonde. „In Mailand hab' ich zuletzt gearbeitet."

Er wurde gesprächiger, je näher man bekannt wurde. Sie gingen die ganze Nacht hindurch, erst am anbrechenden Morgen ruhten sie sich an einem sonnigen Plätzchen aus, um dann den Weg fortzusetzen.

Digitized by Google

Um die Mittagszeit waren sie in Genua.

Sie hatten Glück, denn sie wurden alle beide bei dem gleichen Meister eingestellt. Mit der Arbeit sollte aber erst nach den Feiertagen begonnen werden. Am Heiligen Abend saßen sie um ein paar kleine Wachskerzlein, die sie zur stillen Feier der Stunde angezündet hatten. Staffen hatte keinerlei Mittel, aber Schöpp genügend Geld, um für beide Wein und andere gute Dinge zu kaufen, die man nun vor sich auf dem Tische stehen hatte.

Und einmal, als die Flämmchen zitterten und die Kameraden nichts sprachen, weil sie beide wohl gleicherweise an die Heimat dachten, da sah Schöpp Welser seinem neuen Freunde ins Gesicht, und dann kam ihm ein Gedanke.

Das waren Augen, die sehr an Senta erinnerten.

Von diesem Augenblicke ließ ihn der Gedanke nicht mehr los, aber er wollte dem anderen Zeit lassen.

Am Tag nach Weihnachten, als sie vor der Feilbank standen — sie hatten die Arbeitsplätze nebeneinander — da mußte Schöpp immer hinüberschauen. Man aß zu Mittag, Seite an Seite, man sprach von dem und jenem, und weil ihm das so wichtig war, konnte Schöpp sich nicht enthalten, dann und wann Anspielungen auf Nürnberg zu machen.

Staffen wich aus.

Für den Abend aber wollte es Schöpp bestimmt wissen und hatte sich schon seinen Plan zurechtgemacht. Aber ehe es Abend wurde, kam etwas dazwischen.

Während Schöpp am Schraubstock stand und nur gerade an seine Arbeit dachte, da hörte er plötzlich eine bekannte Stimme. Er hatte darin ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis. Erst mußte er sich besinnen, dann aber, ohne erst hinzusehen, wußte er mit einem Male,

Digitized by Google

daß das der „Schloßherr“ war da oben in den Bergen, der in jener Nacht auf so sonderbare Weise gebeichtet hatte.

Als die beiden Kameraden auf ihre Kammer gingen, da faßte Staffen Schöpp plötzlich am Arm.

„Ich muß fort,“ sagte er. „Frag mich nicht warum, aber wenn du kannst, hilf mir.“

Das hätte Schöpp ohnehin getan.

Als es Nacht geworden war, schlichen sich die beiden an den Hafen. Sie erreichten ein Frachtschiff, das nach Pisa fuhr. Schöpp zahlte für beide. Die ganze Nacht lagen sie beide auf Deck, und sie redeten nur ein paar Worte zusammen. Schöpp war sich immer mehr klar, daß er es nur mit Sentas Bruder zu tun haben konnte.

Am anderen Mittag kamen sie nach einer ganz günstigen Fahrt in Pisa an. Sie beschlossen, von hier nach Deutschland zurückzugehen. Der nächste Weg führte über Lucca, Florenz, Bologna, Verona nach dem Brenner.

Nach einer Woche strenger Wanderung trafen sie in den Tiroler Alpen auf der großen Handelsstraße, die von Venedig über den Brenner, Innsbruck, Mittenwald nach Augsburg führte, Augsburger Kaufleute. Jetzt zum ersten Male gönnten sie sich Ruhe, weil sie jetzt erst sich sicher fühlten. Den Arm eines „Schloßherrn“ von der Art wie jenes aus den Apenninen fürchtete man damals mindestens ebensosehr wie heute die internationale Kriminalpolizei. Und solche Herren hatten ein unheimlich kurzes Verfahren, wenn sie ihre Opfer erreichen konnten.

Noch immer hatte Staffen sein Geheimnis für sich. Schöpp wollte warten, bis ein Zufall ihm zu Hilfe kam. Dieser meldete sich nun. Die schnelle Reise

Digitized by Google

hatte mehr Mittel gekostet, als Schöpp besessen, und schon hatte er auf eigene Verantwortung von dem Gelde genommen, das dem Franz Gabler gehörte. Das war geschehen, ohne daß er dem Freunde ein Wort gesagt. Nun aber, da man sich sicher fühlte, war's anders geworden.

„Ich hab' kein eigenes Geld mehr," sagte er an einem Morgen, „aber ein gewisser Schlossermeister Gabler in Nürnberg hat mir für den Sohn, den ich in Basel suchen sollte, ein Beutelchen mitgegeben, wo schon noch etwas drinnen wäre. Frägt sich, ob wir das nun angreifen dürfen?"

Staffen überlegte nicht sehr lange. „Ich meine schon. Mein Vater kennt den Schlossermeister Gabler aus Nürnberg sehr gut. Das wird sich also wieder ausgleichen lassen."

„Wenn das so ist, dann hab' ich auch keine Bedenken," sagte Schöpp und holte sein Beutelchen hervor. „Ich fang' dich doch noch," dachte er dabei.

Am anderen Abend, als sie sich in der Herberge neben den warmen Ofen setzten, da begann Schöpp von der „Blauen Fahne" in Zürich zu erzählen.

„Ein nettes Schwitzer Maidschi haben sie da. Aber grad, wie ich da war, da machte sich ein windiger Franzos an sie heran. Teufel, ich hätte den Schwertfeger zerreiben mögen! Sie wollte nämlich nichts von ihm wissen, aber die Mutter war dem Schleicher grün."

Schöpp sah, wie der Karl Staffen aus Fürth die Zähne zusammenbiß.

„Könnte man nicht von hier nach Zürich kommen?" fragte der.

„Vielleicht über Nürnberg?" meinte Schöpp.

Jetzt begegneten sich die Blicke der beiden, und

Digitized by Google

dann sagte Karl Staffen auf einmal: „Ich muß dir was bekennen. Du meinst doch die Minna?“

„Ich glaub', so heißt sie.“

„Sie hat braunes Haar?“

„Eine Locke hängt auf der anderen Seite herunter.“

„Auf welcher anderen Seite?“

„Auf der einen hat sie ein kleines Grüberl in der Wange, und daß das verteufelt nett ist, weiß sie ganz genau, denn sie steht immer so, daß man es sieht. Und auf der anderen Seite hängt die Locke herunter.“

Karl Staffen sah den Kameraden schief an. „Du hast sie dir jedenfalls gut angesehen.“

„Danke, macht sich. Aber ein anderer muß sie sich noch gründlicher angesehen haben.“

„Es wird ihm wohl wenig genützt haben.“

„Oh, im Gegenteil! Mir scheint, er hat damit guten Erfolg gehabt.“

Karl Staffen sprang auf. „Du, der Minna lass' ich nichts nachsagen!“

„Setz dich nur wieder hin! Schau, mit den Mädeln ist's in der ganzen Welt gleich. Um es grad heraus zu sagen, du hast ja doch irgend ein Angebinde mit der Minna. Macht deinem Geschmack alle Ehre. Wirtstöchterlein, alle Achtung, die Schwiegermutter hat ja eine energische Haltung und solide Redewendungen, aber am Ende — — so ein Bursch wie du würde auch mit zwei Weibern fertig. Aber reg dich deswegen nicht auf, sie hat mir wirklich Grüße an einen anderen aufgetragen!“

„Dann sag mir, an wen sie dir Grüße aufgetragen hat!“

Jetzt stand auch Schöpp auf und faßte den anderen am Jackenzipfel vorn an der Brust. „Du, so ein

Digitized by Google

Packerl gibt ein anständiger Kerl nur an die richtige Adresse ab, und für einen anständigen Kerl hab' ich mich bis jetzo immer gehalten!"

Karl Staffen schien es auf einmal in seiner Haut etwas zu enge zu werden.

„Merkwürdig ist freilich, daß ich an die gleiche Adresse noch von zwei Seiten ein Packerl mitgenommen hab'!"

„Und die andere?"

„Die andere? Ach so, die andere? Ja, die ist auch ganz gut gewachsen, ein Berner Maidschi in Bellinzona."

Karl Staffen wurde immer unruhiger. „Das scheint ja eine sehr gute Adresse zu sein —"

„So ein bißl ein Windbeutel, aber sonst sicher ein braver Junge! — Na, alles das ist ja nicht so wichtig, aber grad das, was mir die Minna im geheimen aufgetragen, das hätt' ich schon gern bald an den rechten Mann weitergegeben, wenn ich nur wüßt', wo der Mensch zu suchen wär'."

„Sag mir den Vornamen!"

„Minna."

„Nein, von dem — windigen Kerl da!"

„Ich darf nicht."

„Schöpp, es soll nicht dein Schade sein — sag mir den Vornamen!"

„Also Karl heißt er nicht."

„Sag mir den Vornamen! Vielleicht kann ich dir auch einmal nützen. Spann mich nicht länger in die spanischen Stiefel!"

Schöpp dachte, nun wär' es Zeit. „Sag einmal, Karl Staffen, warum vertraust mir nicht?"

Der wandte sich ab.

„Ich weiß es doch," sagte Schöpp langsam, „aber

Digitized by Google

ſag du mir's, daß ich es nicht dir ſagen muß. Ich mein', nach allem, was geſchehen iſt, wär' das doch richtiger."

Da ſagte der andere ernſt: „Sprich nie von allem, was geſchehen iſt. Du weißt ja noch nicht alles, und ſei froh darum."

Daran wollte Schöpp nicht rühren, und ihm war's recht, wenn der andere glaubte, daß er von dem Signore in den Apenninen keine Ahnung habe.

„Ich hab' nur Freudiges mitgenommen, Karl Staffen, nur liebe Aufträge. Ich will ſie nicht wieder mit nach Hauſe nehmen, und ein anderer wär' froh darum. Sonſt weiß ich nichts und will nichts wiſſen."

Karl Staffen wandte ſich um und hielt dem Schöpp die Hand hin. „Ich bin's, und eigentlich ſchäm' ich mich, daß ich den Vater verleugnet hab'. Aber du darfſt mir glauben, es war nicht wegen mir, ſondern wegen — ihm. Und nun eines: ſage nie und niemanden, wie du mich gefunden, und wo es war!"

Ein kurzer Händedruck, und das war abgemacht.

Als Schöpp die Hand losgelaſſen, ſagte er: „Was willſt du nun zuerſt wiſſen?"

„Zürich."

„Das Mädel iſt dir gut und bleibt dir gut, ſolang du willſt. Darauf wollt' ich ſchwören."

„Und der Franzos?"

„Iſt nur erfunden worden, um dich endlich zum Reden zu bringen."

„So. Und mein Vater?"

Schöpp nahm das Lederbeutelchen heraus. „Sendet dir dies Geld, wie ich dir ſchon einmal ſagte. So, nimm es jetzt in Gewahrſam."

„Behalt du's. Bei mir wird Geld immer gleich flüſſig."

Digitized by Google

„Meinetwegen. Was willst du dann noch wissen?“

„Nun ist mir die Reihenfolge einerlei.“

Franz Gabler und Schöpp Welser hatten sich nun noch viel zu berichten. Und weil es Schöpp gar keinem Menschen sonst sagen konnte, so sagte er es dem Freunde, wie er von dessen Schwester denke, und wie alles, was er getan, nur um ihretwillen getan worden sei. Denn er hätte Italien nie gesehen ohne die Absicht, ihr mit etwas Besonderem an innerem Werte und äußerer Kunst dienen zu können.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Kameraden erschienen eines Nachmittags in der Werkstätte des Schlossermeisters Weißbart.

Die Begebenheit jener Nacht in den Apenninen erfuhr niemand. Aber das blonde Mädchen, das jetzt noch sonniger wurde, als es je gewesen, ahnte, daß etwas ganz Besonderes da irgendwo steckte.

Als einmal die beiden allein im Zimmer waren, da kam es und forschte.

Schöpp meinte: „Der Franz soll's sagen.“

Der Franz aber sagte: „Senta, es war so: ich war in das große Mittelländische Meer gefallen, und der Schöpp hat mich herausgezogen.“

„Hätte dich sonst niemand herausziehen können?“

„Nein. Es war nicht Wasser, worin ich in Gefahr war zu ertrinken, es war etwas Schlimmeres. Aber frag nicht mehr, es ist ja nun alles gut.“

Da ging Senta stumm zu Schöpp Welser hin, sah vor sich auf den Boden und streckte ihm die Hand entgegen.

Langsam frug Schöpp: „Ist es um seinetwillen?“

„Nein, es ist um deinetwillen. An dem, was du nicht sagtest, lernte ich dich erst kennen.“

Langsam nahm Schöpp Welser die Hand, und

Digitized by Google

während er sie hielt, da wußte er mit einem Male, daß es um seinetwillen war. Sie hob die Augen und sah ihn an — und dieser Blick war eine Antwort, eine frohe, glückselige Antwort auf seinen innigsten Wunsch.

— — — — — — — — — — — — —

Der Franz Gabler hat eine Zeitlang am Schraubstock sich abgemüht, mit wenig Vergnügen und nicht viel Erfolg. Er war zwar erst neunzehn Jahre alt, aber doch weitsichtig genug, um bald zu sehen, daß er dazu nicht berufen sei. Er legte Hammer und Feile eines Tages hin und ging nach Zürich.

Er brachte von dort ein Jahr später als seine Frau ein hübsches, tüchtiges Weiblein mit und eröffnete in Nürnberg eine Gastwirtschaft. Und wenn Schöpp Welser einmal sein liebes Weib allein lassen wollte, so strich er jedesmal vorher durch ihre blonden Haare und frug: „Was soll ich dem Franz und seinem Weiblein erzählen?“

„Sag ihnen, sie sollen's nur grad so halten miteinander wie wir zwei!“

Digitized by Google

Aus Deutsch-Südwestafrika

Von Alex. Cormans

Mit 15 Bildern (Nachdruck verboten)

Wie alle unsere überseeischen Besitzungen, so ist auch Deutsch-Südwestafrika in den Krieg einbezogen worden. Abgeschlossen von der übrigen Welt seit Beginn der Feindseligkeiten, kann es selbst nur spärlich Nachrichten von seiner Lage, von den Vorgängen innerhalb seiner Grenzen nach außen, nach dem Mutterlande gelangen lassen; was man von ihm zu hören bekommt, entstammt fast ausnahmslos feindlichen Quellen und ist deshalb, wie die Erfahrung hundertfach gelehrt, höchst unglaubwürdig. Diese Berichte aus dem feindlichen Lager sprechen natürlich — wie könnte es anders sein! — fast durchweg von deutschen Schlappen, von dem energischen Vordringen der englischen beziehungsweise südafrikanischen Streitkräfte in das Innere des Schutzgebietes. Schon sollen sie von Süden her siegreich bis Keetmanshoop vorgestoßen sein, eine andere Armeegruppe unter der persönlichen Führung des Premierministers der Südafrikanischen Union, des so schmählich an uns Deutschen zum Schelm gewordenen ehemaligen Burengenerals Botha, von Swakopmund aus bis Karibib, der wichtigen, auf halbem Wege nach Windhuk gelegenen Station.

Man tut gut, hinter diesen Angaben des englischen Prahl- und Lügenbureaus „Reuter" ein großes Fragezeichen zu setzen. Auf jeden Fall steht fest, daß die Kolonie sich bisher wacker und mit viel Geschick ihrer Haut gewehrt hat, daß sie auch den Kampf mit einem zahlenmäßig weit überlegenen Gegner nicht scheut und dank der vorzüglichen Beschaffenheit ihrer wenn auch verhältnismäßig nur kleinen, aber von Todesmut und

Digitized by Google

Hingebung beseelten Wehrmacht nicht zu scheuen braucht. Im übrigen wird das Schicksal von Südwest wie das der anderen Kolonien nicht auf seinem eigenen Boden entschieden, sondern auf den Schlachtfeldern Europas.

Über die Entstehungsgeschichte und die Entwicklung

Das Diazkreuz bei Lüderitzbucht.

unserer südwestafrikanischen Kolonie haben wir den Lesern schon wiederholt berichtet. Die erste der Abbildungen, die wir der heutigen Skizze beigeben, zeigt jene Stelle an der Küste von Lüderitzbucht, wo im Jahre 1486 der portugiesische Seefahrer Diaz bei seiner Fahrt bis zur Südspitze Afrikas zum Gedächtnis seiner Landung

Digitized by Google

in der von ihm Angra Pequena getauften Bucht ein marmornes Kreuz aufrichtete. Das ursprüngliche Wahrzeichen, das sich jetzt im Museum zu Kapstadt befindet, ist allerdings schon längst durch ein einfaches Holzkreuz ersetzt worden, und der Felsen, auf dem es sich erhebt, erhält eine gewisse Bedeutung gegenwärtig weniger durch dieses „Diazkreuz" als durch die hier eingerichtete Nebelsignalstation, mit deren Vorbereitung durch das Hinaufschaffen eines kleinen Dampfkessels wir eben eine Anzahl von Leuten beschäftigt sehen. Die vielverzweigte felsige Bucht Angra Pequena wurde bekanntlich im Jahre 1884 zum Ausgangspunkt für die deutsche Besiedelung in Südwestafrika. Sie führt heute den Namen Lüderitzbucht und ist als einer der wenigen brauchbaren Hafenplätze der an tieferen Einschnitten sehr armen Küste auch jetzt noch von großer Bedeutung, zumal sie den Diamantenfeldern benachbart ist. Darum war sie auch der erste Platz in unserem Schutzgebiete, dessen sich die Engländer nach Kriegsbeginn bemächtigten, nachdem er von den Deutschen in der richtigen Erkenntnis, daß er bei seiner vorgeschobenen Lage mit den geringen zur Verfügung stehenden Streitkräften nicht zu halten sei, aufgegeben worden war.

Der ebenfalls „Lüderitzbucht" genannte Hafenort liegt auf jenem breiten Landvorsprung, durch den die Bucht in die nördliche Gallovidiabai und den südlichen Roberthafen gegliedert wird. Der letztere bietet jeder Art von Schiffen guten Ankergrund und ausreichenden Schutz gegen starke Seewinde. Gegen die Dünung des Ozeans ist er durch die auf unserer zweiten Aufnahme deutlich erkennbaren vorgelagerten felsigen Inseln, die Seehund-, Pinguin- und Haifischinsel, ebenfalls geschützt. Das Fahrwasser aber ist wegen der in der Bucht verstreuten einzelnen Felsenriffe nicht ganz ungefähr-

Digitized by Google

Ansicht von Lüderitzbucht.

Digitized by Google

lich, wie augenfällig das Beispiel eines auf unserem zweiten Bilde ganz rechts sichtbaren großen Dampfers beweist, der hier seinerzeit festgefahren war und erst nach längerer Zeit durch angestrengte, von dem deut-

Südwestlicher Teil von Lüderitzbucht.

schen Ingenieur Houwald mit großem Geschick geleitete Bergungsarbeiten wieder flott gemacht werden konnte. Eine mit erheblichen Kosten hergestellte Landungsbrücke erleichtert das Löschen der Güter.

Wenn auch infolge der Diamantenfunde der Hafenort Lüderitzbucht einen beträchtlichen Aufschwung genommen hatte, so konnte der Anblick, den er gewährte, als er noch in deutschen Händen war, doch keineswegs

Digitized by Google

den Anspruch auf die Bezeichnung „imposant" erheben. Die Gebäude waren zum größten Teil einfache Wellblechhäuschen — wie es jetzt dort aussieht, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis, doch ist anzunehmen, daß der Ort sich während des Krieges nicht gerade verschönert haben wird — und ansehnlichere Baulichkeiten fanden sich eigentlich nur im südwestlichen Teil der Niederlassung, wo sich die Deutsche Diamantengesellschaft ihre

Bahnstation Kolmannskuppe.

Bureaus eingerichtet hatte, und wo auch ein stattliches Elektrizitätswerk im Entstehen begriffen war.

Lüderitzbucht war auch Station der Woermannlinie, hatte Postanstalt, eine Handelskammer und wohlgeregelte städtische Verwaltungsverhältnisse. Die

Digitized by Google

Schwierigkeiten, die ein breiter Gürtel von Trieb- und Flugsand der Verbindung mit dem Inneren anfänglich bereitete, waren durch den, namentlich nach dem letzten großen Eingeborenenaufstande rasch vorgeschrittenen

Brandungsboot in Prinzenbucht.

Bau von Eisenbahnen beträchtlich vermindert worden. Das Stationsgebäude von Kolmannskuppe, einer 16 Kilometer von Lüderitzbucht entfernten Station, wo im Jahre 1911 auch eine Telegraphenanstalt für den internationalen Verkehr eröffnet wurde, führen wir als ein bezeichnendes Beispiel für die Beschaffenheit dieser Zweckbauten ebenfalls im Bilde vor. Von der 365 Kilometer langen Hauptlinie Lüderitzbucht—Keetmanshoop zweigt bei Seeheim eine Seitenlinie nach Kalkfontein

Digitized by Google

(Lüderitzbucht—Kalkfontein: 545 Kilometer) ab, wodurch der ganze Bezirk Warmbad, den nach allerdings sehr in Zweifel zu ziehenden Reuternachrichten die Engländer mit Hilfe der Streitkräfte der Südafrikanischen Union unlängst in Besitz genommen haben sollen, dem Verkehr erschlossen worden ist. Vom Oranje bei Ramansdrift ist man hier nur noch 100 Kilometer entfernt.

Als Folge der Diamantenfunde, die einen brauchbaren Landungsplatz für die südlich gelegenen Felder

Küstenpartie beim Bogenfelsen.

dringend nötig erscheinen ließen, war in den letzten Jahren 60 Kilometer südlich von Lüderitzbucht der Hafenort Prinzenbucht entstanden und mit einer deutschen Postanstalt ausgestattet worden. Um bei der oft sehr starken

Digitized by Google

Dünung ein schnelles und sicheres Landen der Güter zu ermöglichen, unterhielt die Deutsche Diamantengesellschaft hier eine Anzahl von Brandungsbooten, die nach dem Vorbilde der an unseren nordischen Seeküsten ge-

Postamt in Windhuk.

bräuchlichen Rettungsboote gebaut sind (Abb. Seite 154). Die Besatzung bestand in der Hauptsache aus Kapboys. Die ankommenden Woermanndampfer hatten gewöhnlich Kruneger von Liberia an Bord, die sich ausgezeichnet auf das schwierige Landungsgeschäft verstehen. Einen Versuch, dies Geschäft durch den Bau eines Landungssteges zu erleichtern, mußte die Deutsche Diamantengesellschaft wegen der heftigen Brandung als aussichtslos aufgeben. Das im Hintergrunde unseres Bildes sichtbare Fahrzeug ist ein Kutter, der den Güterverkehr mit Lüderitzbucht vermittelte.

Von der zum Teil wildromantischen Natur der Küste

Digitized by Google

zwischen den beiden genannten Hafenorten können wir eine Vorstellung aus der photographischen Aufnahme einer Strandpartie bei dem sogenannten „Bogenfelsen“ (Seite 155) gewinnen. Hier gibt es die schönsten Felsportale, Grotten und zu gigantischen Pyramiden aufgetürmten Steinblöcke. Die Arbeiter von den in der Nähe gelegenen Diamantenfeldern pflegten bei schönem Wetter hierher ihre Sonntagsausflüge zu machen, so

Das alte Kriegerdenkmal in Windhuk.

daß sich zwischen den Klippen oft ein recht lustiges Leben entwickelte.

Die beiden nächsten Bilder führen uns nach Windhuk, dem 1625 Meter über dem Meere im Gebiete der Bergdamara gelegenen Hauptort von Deutsch-Südwest-

Digitized by Google

afrika, das Zentrum der Landesverteidigung, dessen Bezwingung Botha trotz seiner starken Streitmacht viel zu schaffen machen dürfte, wenn es ihm überhaupt gelingen sollte, bis dorthin vorzustoßen. Hier, im Norden der Auasberge, befinden wir uns in einer bergigen, quellenreichen Gegend von teilweise geradezu üppig zu nennendem Pflanzenwuchs. Windhuk setzt sich zusammen aus Groß- und Klein-Windhuk. Ersteres hat eine Festung, Regierungsgebäude, Kirche und Lazarett. Verschiedene andere aus Stein errichtete öffentliche Gebäude, wie das hier wiedergegebene neue Postamt (Seite 156), muten recht gefällig an, zumal im Vergleich mit den mehr als armseligen Hütten der Eingeborenen, die aus Bergdamara, Hottentotten und Bastards bunt gemischt sind. Groß-Windhuk ist Sitz der Regierung, Hauptquartier der Schutztruppe, sowie Sitz der Bergbehörde und der Siedelungsgesellschaft. Auch die Regierungsschule befindet sich hier. Das schlichte, inmitten hübscher Anlagen errichtete Denkmal (Seite 157) ist dem Gedächtnis der tapferen deutschen Krieger gewidmet, die während der Jahre 1893 und 1894 in den Kämpfen gegen Hendrik Witbooi, den kriegerischen Häuptling der Namahottentotten, den Heldentod starben.

In einem schönen, durch den Windhuker Fluß reich bewässerten, fruchtbaren Tale, wo unter anderem sogar die Rebe gedeiht, liegt die Ansiedlerkolonie Klein-Windhuk.

Schon seit 1902 ist Windhuk mit Swakopmund durch eine Eisenbahnlinie verbunden. Die Strecke Karibib—Windhuk dieser Hauptbahn wurde seit 1910 den vermehrten Bedürfnissen entsprechend umgebaut, und in demselben Jahre wurde, nachdem der deutsche Reichstag die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, mit dem Bau einer Nord-Südbahn von Windhuk nach Keet-

Digitized by Google

Reiterabteilung der Schutztruppe in Aus.

manshoop begonnen, die für die Erschließung des Hinterlandes und namentlich im gegenwärtigen Kriege für die bessere Verbindung zwischen den einzelnen

Digitized by Google

Teilen der Kolonie von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Im Frühjahr 1912 wurde diese Strecke in einer Länge von 507 Kilometern fertiggestellt.

Seitdem mit der am 23. Dezember 1906 erzwun-

Eingeborene von Aus.

genen Unterwerfung der Bondelzwaarts der letzte Funke des im Jahre 1904 aufgeflammten großen Herero- und Hottentottenaufstandes erstickt worden war, jenes Aufstandes, der uns in unsagbar schwierigen Kämpfen nicht weniger als 117 Offiziere, 16 höhere Beamte, 293 Unteroffiziere und 1585 Mannschaften gekostet hatte, war die Schutztruppe bekanntlich trotz vielfacher Warnungen bis auf einen Bestand von weniger

Digitized by Google

als 2000 Mann verringert worden, und diese kleine Schar mußte zudem über ein unverhältnismäßig großes Gebiet verteilt werden. So ist die Besetzung manches wichtigen Punktes eine sehr schwache, für einen ernsthaften Widerstand kaum ausreichende. Der Anblick der kleinen Reiterabteilung, mit der sich der keineswegs unbedeutende Platz Aus, Station der Bahnlinie Lüderitzbucht—Keetmanshoop, begnügen mußte (Seite 159), mag als Illustration dafür dienen. Wie groß die Streit-

Polizeistelle Spitzkoppe.

kräfte des Schutzgebietes zurzeit sind, läßt sich zahlenmäßig nicht angeben, doch müssen sie eine beträchtliche Steigerung erfahren haben, da die ganze waffenfähige deutsche Bevölkerung zu den Fahnen geeilt ist. Außer-

Digitized by Google

dem mag auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Buren in den Reihen der Deutschen kämpfen.

Zur Unterstützung der Schutztruppe war schon zu Friedenszeiten auch die zum Teil aus Eingeborenen

Polizeistation Weißbrunn.

zusammengesetzte Landespolizei bestimmt. Sie war über eine Anzahl von Polizeistellen und -stationen verteilt und unterstand in allen militärischen Angelegenheiten den zu diesem Zweck abkommandierten Offizieren der Schutztruppe, die streng darüber zu wachen hatten, daß sich die Ausrüstung der Leute stets in gehöriger Ordnung befand, und daß ihre soldatische Ausbildung auf der Höhe blieb. Die Abbildung von Seite 161 zeigt uns einen „Appell" auf der Polizeistelle Spitzkoppe, der

Digitized by Google

auf einem preußischen Kasernenhofe auch nicht „strammer" abgehalten werden könnte.

Der Dienst dieser Polizeitruppe war, der Beschaffenheit des Landes entsprechend, recht schwer und anstrengend. Die weit ausgedehnten Patrouillenritte durch fast pflanzen- und wasserloses, sandiges Gelände im sengenden afrikanischen Sonnenbrand stellten an die Ausdauer und Widerstandsfähigkeit der Mannschaften oft die denkbar höchsten Ansprüche. Nicht immer

Die Wasserstelle Huns.

werden es die Braven so gut gehabt haben wie die Polizeipatrouille auf obenstehendem Bilde, die sich an der Wasserstelle Huns im Schatten üppiger Laub- und Dornbäume zu erquickender Rast niederlassen konnte.

Digitized by Google

Solcher Pflanzenwuchs kann sich natürlich nur da entwickeln, wo eine ständig fließende Quelle oder genügend hohes Grundwasser vorhanden ist. Die Umgebung der Wasserstelle von Huns ist sehr steinig und bergig, so daß sich trotz des im Überfluß vorhandenen, in Südwestafrika so kostbaren Wassers Rindviehzucht hier nicht treiben läßt. Für Kleinviehzucht ist der Platz jedoch recht gut geeignet, und vor dem Ausbruch des großen Aufstandes fand ein weißer Farmer hier auch sein gutes Auskommen. Er wurde gleich so vielen anderen in jener schweren Zeit vertrieben, und später hat sich dann niemand gefunden, der Mut genug gehabt hätte, seine Nachfolge anzutreten.

Von den schweren Wunden, die der Hereroaufstand dem Lande geschlagen, vermochte es sich ja naturgemäß nur langsam zu erholen, obwohl vom deutschen Mutterlande her zur wirksamen Unterstützung eines neuen Aufschwunges gewiß alles geschah, was möglich war. Leider traten im Verlauf der letzten Jahre mancherlei Umstände ein, die die Entwicklung unserer wichtigsten Siedelungskolonie nachteilig beeinflußten. Besonders die große Dürre der Jahre 1910 und 1911 hat sich da sehr unangenehm fühlbar gemacht, wenn auch glücklicherweise die schlimmen Befürchtungen, die man an sie geknüpft, sich nicht in ihrem vollen Umfange als berechtigt erwiesen haben. Auch die Regelung der Arbeiterfrage bereitete nach wie vor mancherlei Schwierigkeiten. Trotz der durch die Diamantenfunde erschlossenen Einnahmequelle, auf deren Unerschöpflichkeit man von vornherein keine übertriebenen Hoffnungen setzen durfte, kann es ja nicht zweifelhaft sein, daß die Farmwirtschaft stets das eigentliche Rückgrat des Schutzgebietes bilden wird, und dem Bestreben, sie in die Höhe zu bringen, muß darum dauernd die Sorge der Regierung in erster Linie gewidmet bleiben. Alle irgendwie verheißungs-

Digitized by Google

Diamantensuchende Ovambo.

vollen Versuche auf diesem Gebiete fanden denn auch bisher stets die wünschenswerte amtliche Unterstützung.

Digitized by Google

So wurde 1912 bei Otjituezu eine Versuchsfarm für Straußenzucht errichtet und bei Okahandja eine Musterfarm für Tabakkulturen. Von hohem Interesse ist auch die erfreuliche Tatsache, daß der Deutsche Kaiser im Bezirk Gibeon die beiden Farmen Dickdorn und Kosis im Jahre 1912 für 96000 Mark gekauft hat, ein Beispiel, dessen ermutigende Wirkung nicht ausbleiben konnte. Die beträchtlich zurückgegangene Zahl der Farmer hatte sich seit dem Jahre 1910 denn auch wieder nicht unbedeutend vermehrt, und selbst die mit großen Viehverlusten verbundene große Dürre konnte nicht verhindern, daß sich die Gesamtzahl des Viehbestandes in den letzten Jahren wesentlich erhöhte. Bei einer Fortdauer friedlicher Zustände wäre also an der stetigen und gedeihlichen Weiterentwicklung der Kolonie nicht zu zweifeln gewesen. Leider hat da der Krieg auf Tod und Leben, den unser vielgeprüftes Schutzgebiet jetzt zu bestehen hat, alle die großen Errungenschaften wieder in Frage gestellt.

Ob und wie die zur Ausbeutung der Diamantenfelder gebildeten Gesellschaften die mit dem Ausbruch des Krieges über sie hereingebrochene Schwierigkeit überstehen werden, läßt sich jetzt um so weniger übersehen, als ihre Lage schon vor dem Eintritt jenes Ereignisses vielfach nicht sehr glänzend war. Die mannigfachen Ursachen dieses Rückganges lassen sich im Rahmen unserer kurzen Skizze nicht erörtern; es mag nur gesagt sein, daß die Verminderung in der Ausbeute erst in letzter Linie dafür verantwortlich zu machen ist. Zudem ist es ein unumgängliches Erfordernis, daß die Diamantenfelder, auf die das beutegierige England Beschlag gelegt hat, wieder ihren rechtmäßigen Besitzern zufallen.

In welcher Art die Gewinnung der kostbaren Steine erfolgt, haben wir schon früher ausführlich geschildert.

Digitized by Google

Der Buntfeldschuhberg.

Die ursprünglichste und, wie das Bild auf Seite 165 zeigt, hie und da noch immer geübte, sogenannte Raub-

Digitized by Google

baumethode bestand darin, daß man ein Feld durch Eingeborene regelrecht absuchen ließ. Bald aber ging man allgemein zum Auswaschen des Kieses mit der Hand oder in der Siebmaschine über. Bekannt sind die Schwierigkeiten, die den Schürfgesellschaften durch die Wasserarmut des Landes von vornherein bereitet wurden. Das wertvolle Naß muß oft aus weiter Entfernung zu den Diamantenfeldern geschafft werden, wozu man sich am vorteilhaftesten der anspruchslosen und ausdauernden Kamele bedient.

Einen sogenannten Kamelposten der Deutschen Diamantengesellschaft sehen wir auf unserem letzten Bilde. Der im Hintergrunde sichtbare langgestreckte Bergrücken ist der etwa 150 Meter hohe Buntfeldschuhberg, der dadurch merkwürdig ist, daß auf seinem Kamm eine mehrere Meter hohe Schicht Brauneisenstein gelagert ist. Am Fuße des Berges hat die obengenannte Gesellschaft mehrere recht ergiebige Brunnen aufgemacht, die ein zwar etwas salziges, aber für Menschen immerhin noch trinkbares Wasser liefern. Da hier viel Buschwerk und ein bescheidener Graswuchs vorhanden ist, finden die Kamele ausreichendes Futter, und es kann sogar zu Schlachtzwecken eine Herde Kleinvieh gehalten werden. Der Posten ist ungefähr 10 Kilometer von der Küste entfernt.

Digitized by Google

Der Rächer

Novellette von Heinrich Tiaden

(Nachdruck verboten)

Tiefes Schweigen herrscht in dem weiten Saale. Verwundert blicken die festlichweißen Wände, die gewöhnt sind, nur fröhliches Gesellschaftstreiben hier zu sehen. Stumm steht auf hohem Chore die Orgel. Unten im Raum aber, wo sonst auf langen Stuhlreihen die Menschen saßen und den Schöpfungen einer erhabenen Kunst lauschten oder auf blankem Parkett sich im Reigen drehten, steht nun Bett an Bett, und auf dem glatten Boden zwischen den langen Reihen von Schmerzenslagern liegen lange Läufer, um das Geräusch der Schritte von den Ohren der stillen Dulder fernzuhalten.

Auf all diesen vielen Feldbetten aber liegen bleiche Männer, junge, die erst eben die Knabenjahre hinter sich haben, und ältere, die schon von Weib und Kind in der fernen Heimat träumen. Welche Leidensgesichter! Zerschlagene, zerschossene, verbrannte Gesichter — doch auch solche, auf denen das Leiden nicht, sondern nur seine seelischen Spuren sichtbar sind.

Nicht immer ist es so schweigsam in diesem Saal. Gewöhnlich geht während des Tages Rede und Gegenrede von Bett zu Bett. Nicht selten ruft ein treffender Witz ein helles Lachen hervor. Schon stimmt einer ein Lied an. Ein Lied von Kriegers Leben und Leiden im grausamen, männerschmiedenden und männervernichtenden Kriege. Dann erhellen sich auch die düstersten Mienen, und mancher, der sich so elend und verlassen vorkam, erinnert sich, daß es in dieser bitterernsten, schweren Zeit eine Gemeinschaft der Leidenden gibt, an der die ganze Nation teilhat.

Es tritt aber an allen Tagen einmal, und an vielen

Digitized by Google

Tagen mehr als einmal, eine hohe, finstere Gestalt in den Saal. Die tiefen schwarzen Totenaugen stieren so leblos, das gelbe Gebein rasselt bei jedem Schritt, und das schlotternde weiße Gewand verbreitet einen Hauch von dumpfer Grabesluft.

Wenn diese Gestalt in den Saal tritt, dann fährt ein jähes Erschrecken durch die Seelen all derer, die da liegen in ihren Schmerzen, Zweifeln und Hoffnungen. Und viele schließen die Augen, um das Gespenst nicht sehen zu müssen, das an allen Betten vorüberschreitet und seinen stieren Blick, hohnvoll und grausam im Bewußtsein seiner unwiderstehlichen Gewalt, auf jedes dieser leidverzerrten Gesichter heftet. Und bei jedem Rundgang durch den Saal bleibt er an einem Bett stehen und legt dem Menschen seine knöcherne Hand auf das zuckende Herz. Dann steht dieses still — und Männer treten in den Saal und tragen den irdischen Rest des aus der Gemeinschaft der Leidenden Herausgerissenen hinweg.

Das sind dann die Stunden, in denen das Schicksal schwer auf den Seelen der Zurückgebliebenen liegt. Dann schweigen alle. Dann denkt der eine an sein liebes, verheißungsvolles Leben, das so lockend vor ihm liegt. Und ein anderer denkt an ein liebes Mädchen, mit dem er vor seinem Weggang Kuß und Schwur getauscht und in dessen feuchtem Auge er einen Himmel voll Glück für die Zukunft erblickt hat. Und ein dritter denkt an ein Stübchen in der fernen Heimat, wo fröhliche Kinder mitten im Spiel ernst und traurig werden und nach der Hand der Mutter greifen und mit Tränen in Blick und Stimme fragen: „Mutter, wann kommt der Vater heim?“ — —

Langsam schreitet der Oberarzt an der Seite der Krankenschwester die Reihen der Betten ab. Einige

Digitized by Google

Kranke stellen sich schlafend, um nicht in diesem Augenblick, da die Schmerzen der Seele viel heißer brennen als die Wunden des Körpers, Rede und Antwort stehen zu müssen. An diesen Betten geht der Professor schweigend vorüber, denn er weiß genau, was diesen Menschen der junge Einjährige gewesen ist, den sie vor einer Viertelstunde hinausgetragen haben. Für jeden der Wachenden aber hat er einen freundlichen Blick und ein tröstliches Wort bereit. Und alle verspüren deutlich den Einfluß seiner starken männlichen Persönlichkeit. Er ist das Urbild eines deutschen Mannes, dieser Professor Bergfeld. Groß und breitschulterig, in dem klugen blondbärtigen Gesicht viel Ernst und eine nie versagende Güte.

Über die meisten Kranken spricht er ein paar leise Worte mit der Oberin, in denen er besondere Anweisungen gibt oder seine Hoffnungen oder Befürchtungen zum Ausdruck bringt. Nun stehen sie vor dem letzten Bett, in dem ein blutjunger Mensch seiner Genesung entgegenschläft. Professor Bergfeld betrachtet ihn mit einem wohlgefälligen Blick.

„Da liegt er und schläft und ahnt noch gar nicht, daß das Eiserne Kreuz schon für ihn bereit liegt. Er wird Augen machen morgen."

„Das freut mich sehr," spricht die Oberin. „Er ist ein stiller und bescheidener Mensch und für jeden kleinen Dienst dankbar. Denken Sie, er ist noch Primaner."

„Ja, an Jahren noch ein halbes Kind, und hat sich vor dem Feinde betragen wie ein Held. Deutschland darf sich seiner Zukunft freuen, Schwester Oberin."

Die Schwester nickte und blickte gedankenvoll auf den tief und ruhig atmenden Schläfer.

„Und wie geht's Ihren Brüdern, Herr Professor?"

Digitized by Google

„Nun, ich hoffe, gut. Ich habe lange nichts Bestimmtes von ihnen gehört. — Was macht denn der französische Offizier?“

„Denken Sie nur, seit gestern geht es ihm überraschend gut. Sie werden ihn außer Gefahr finden.“

„Wirklich? Das überrascht mich. Ich muß gestehen, ich hatte Sorge um ihn. Sie wissen, der verflixte Starrkrampf. Ich will doch gleich zu ihm gehen. Ich habe ihn noch nicht anders als bewußtlos und schlafend gesehen. Wie ist sein Benehmen?“

„Teilnahmlos. Er hat nie Wünsche. Für die Erfüllung seiner notwendigsten Bedürfnisse aber dankt er mit großer Höflichkeit.“

„Also werde ich einmal zu ihm gehen. — Lassen Sie sich aber nicht weiter aufhalten, Schwester Oberin, ich denke, Sie haben alle Hände voll zu tun.“

Gleich darauf trat Professor Bergfeld in das Zimmer, in dem der französische Offizier allein lag. Dieser war bis zum Halse zugedeckt, und die weißen Kissen und Decken waren nicht weißer als das Gesicht des Verwundeten. Sein Haar und Bart waren schwarz, und seine Augen, noch ein wenig fieberisch, glühten dunkel aus der Weiße des verhärmten Gesichtes hervor.

Als der Professor grüßend an das Bett trat, wendete der Franzose den Kopf ein wenig und murmelte einen Gruß. Dann ließ er das Haupt wieder sinken, nur die dunklen Augen des Mannes blieben an dem Gesicht des Professors haften. Und seltsam — je länger er den Arzt betrachtete, um so deutlicher zeigte sich in seinen Mienen ein Ausdruck von Staunen und lebhaftem Schreck, der allmählich in einen Ausdruck von Grauen überging.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Professor Bergfeld.

Beim Klange dieser markigen, tiefen Stimme fuhr

Digitized by Google

der Franzose in die Höhe und starrte wie in tiefem Entsetzen dem Arzte ins Gesicht.

„Dieselbe Gestalt — dasselbe Gesicht — dieselbe Stimme!“ stieß er hervor. „Mein Gott — das ist seine Rache — er verfolgt mich!“

Wie von allen seinen Kräften verlassen, sank er in die Kissen zurück und schloß die Augen. Seine Brust ging schwer unter tiefem Atem.

Die Stirn des Professors hatte sich ein wenig gerunzelt. Er nahm einen Stuhl, setzte sich an dem Bette nieder und prüfte den Puls des Verwundeten.

„Hm — fast normal,“ murmelte er kopfschüttelnd. „Wollen Sie mir nicht sagen, Herr Kapitän, wie es Ihnen geht?“

Der Offizier öffnete langsam, wie widerwillig, seine Augen, seine Lippen verzogen sich wie unter einem bitteren Lächeln. „Oh, ich wußte schon, als ich mein Weib verließ, daß ich nicht zurückkehren würde,“ murmelte er.

„Aber Sie werden bestimmt zurückkehren, denn Sie sind aus aller Gefahr.“

„Dies ist die vierte Begegnung. Die dritte hätte mir beinahe schon das Leben gekostet,“ sprach der Franzose — immer in einem Tone, als spräche er zu sich selber. Dabei waren seine Augen immerfort starr auf das Gesicht des deutschen Arztes gerichtet.

„Ich verstehe nicht, was Sie reden,“ sprach der Professor ein wenig ungeduldig. „Sie reden wie im Fieber und sind doch fieberfrei.“

„Bin ich das?“ fragte jener ungläubig. „Um so schlimmer. Halten Sie die Wahrnehmungen meiner Sinne für zuverlässig?“

„Natürlich. Sie sehen mich so deutlich, wie ich Sie sehe.“

Digitized by Google

„Das kann nicht sein, denn so wie ich Sie sehe, so sind Sie ein Mensch wie andere Menschen.“

„Na zum Donnerwetter, ich will hoffen, das bin ich auch! Halten Sie mich etwa für etwas anderes?“

„Ja, für den Geist eines Menschen, den ich dreimal habe fallen sehen — und zweimal von meiner eigenen Hand.“

„Ah, das ist ja sehr interessant!“ sprach der Professor. „Wollen Sie mir das nicht etwas ausführlicher erzählen?“

„Bitte, geben Sie mir einmal Ihre Hand,“ bat der Franzose.

Der Professor tat es.

Jener ergriff sie mit seinen beiden Händen und betastete sie. „Sie erscheint mir wie die Hand eines lebenden Menschen, aber es muß dennoch ein Traum sein —“

„Nun glauben Sie mir doch endlich, daß Sie völlig wach sind!“ rief der Professor. „Und nun sagen Sie mir, was es mit Ihrem Spuk auf sich hat!“

„Beantworten Sie mir zuerst eine Frage. Es handelt sich um eine Frage der Moral — der höheren Moral, verstehen Sie, sagen wir der Ethik. Halten Sie die Tötung eines Feindes im Kriege für Mord?“

„Natürlich nicht, sofern die Tötung im ehrlichen Kampfe geschieht.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Der Kampf war ehrlich und dennoch — — Hören Sie! Ich bin nur mit großem Widerwillen in diesen Krieg gezogen, denn ich bin Künstler und liebe den Frieden. Und ich liebe mein junges Weib und meine Kinder und mein Atelier — genug, ich haßte den kulturmordenden Krieg. Ich hatte auch keinen Haß gegen die Deutschen, denn ich habe viel mit ihnen verkehrt und fand sie klug

Digitized by Google

und gut in Gesinnung und Handeln. Aber ich mußte doch mit, weil die Nation jeden Mann brauchte. Ich war einer der ersten, die mit dem Feind in Berührung kamen. Es war in der Nacht, da wir aus Mülhausen weichen mußten. Wir hatten uns schon so in der Stadt festgesetzt, daß keiner daran dachte, die Deutschen könnten wiederkommen. Plötzlich waren sie da. In jener Nacht rangen wir mit den Deutschen um jede Straße, um jedes Haus. Es war fürchterlich. In jener Nacht empfand ich zum ersten Male jenen tiefen Grimm gegen den Feind, der den Soldaten zum Sieger macht. Doch ich konnte den Feind ja nicht allein niederwerfen. Wir hatten uns schon aus der inneren Stadt zurückziehen müssen, doch kämpften ich und einige andere mit einem kleinen Häuflein deutscher Soldaten, die uns hartnäckig verfolgten und offenbar keinen von uns entkommen lassen wollten. Unter den meinigen befand sich auch ein blutjunger Offizier, der in den schweren Tagen, die wir miteinander verlebt hatten, mir ein Freund geworden war. Wir beide waren immer Seite an Seite, und ich kann sagen, wir kämpften nicht vergebens. Da — es war dicht bei einem brennenden Hause auf der Straße zwischen Mülhausen und Dornach — sah ich, daß ein deutscher Offizier meinen Freund niederschoß. Ich sprang dem Stürzenden bei, um ihm behilflich zu sein. Doch seine brechenden Augen blickten mich mit herzzerreißendem Ausdruck an. ‚Laß mich sterben,‘ flüsterte er, ‚grüße Margot — und räche mich.‘ Dann war er tot. Ein unglaublicher Grimm erfaßte mich. Immer noch kämpfte der Mörder meines Freundes, und eben hatte er wieder einen der Meinigen niedergeschossen. Ich sprang auf ihn zu und schoß meinen Revolver gegen ihn ab — es war mein letzter Schuß. Und er versagte. Ich schleuderte die wert-

Digitized by Google

lose Waffe gegen seinen Kopf, daß er einen Augenblick wie betäubt war. Blitzschnell zog ich meinen Degen und durchbohrte ihn, und es war mir ein Triumph, in seinen Augen den gleichen brechenden Ausdruck zu sehen wie vorher in den Augen meines Freundes."

Während der Erzählung des französischen Kapitäns hatte Professor Bergfeld gedankenverloren durch das weitgeöffnete Fenster in den Park hinausgeblickt. Draußen in dem Park stand im goldenen Sonnenlicht ein Ahorn, dessen Blätter in allen Farben prankten. Doch leise, wie von unsichtbarer Hand geknickt, löste sich hin und wieder ein Blatt und sank lautlos erdenwärts. Als jener nun schwieg, wandte der Professor ihm langsam den Kopf zu.

In diesem Augenblick aber rief der Verwundete: „Mein Gott, das ist wie ein Spuk! Ich habe den Mörder meines Freundes umsonst niedergestreckt — er lebt ja noch! Sie — Sie haben meinen Freund ermordet."

Professor Bergfeld schüttelte langsam den Kopf. Sein Gesicht ward um einen Schatten finsterer.

„Ich war nie in Mülhausen," sprach er mit ein wenig belegter Stimme. „Also müssen Sie sich täuschen. — Aber bitte, fahren Sie fort."

Der Franzose drehte seinen Kopf gegen die Wand und schloß die Augen. „Mit versprengten Truppenteilen kam ich nach Belfort. Hier aber blieb ich nicht lange. Ach, es war keine gute Zeit. Es war wie 1870. Wir verloren schwere Schlachten, und viele — ach, so sehr viele — verloren Mut und Zuversicht. Ich wurde nebst vielen anderen einer neuen Heeresformation zugeteilt, die die Aufgabe hatte, die Deutschen in ihrem Vormarsch aufzuhalten. Es gab viele blutige Kämpfe, in denen wir nie wußten, ob wir Vorteile errungen

Digitized by Google

hatten oder geschlagen worden waren. In einer Nacht befand ich mich mit noch drei anderen auf einem weit vorgeschobenen Posten an einem Waldrande. Der Wald krönte einen Höhenzug und zog sich dann seitwärts schluchtartig zu Tal. Vor uns war Hügelland, mit vereinzeltem Buschwerk bestanden. Dieses Gelände hatten wir unter Augen zu behalten, da gemeldet worden war, daß von dort feindliche Vorstöße zu erwarten seien. Es war eine kühle Nacht, windstill und mit hellem Mondschein. Meine drei Leute lagen in guter Deckung, ich stand etwas abseits von ihnen im tiefen Schatten eines Baumes, an den Stamm gelehnt. Ich war ein wenig ins Träumen geraten, denn die mondüberglänzte Landschaft, die vor meinen Blicken lag, war wie ein Traum von tiefem Frieden. Eine unendliche Bitterkeit schlich in mein Herz — ich kann sagen, die tiefste Bitterkeit meines ganzen Lebens habe ich in jener Stunde auf einsamem Wachtposten empfunden. Welch ein reiches Glück blühte mir zu Hause, im Kreise meiner Familie, im Reiche meiner Kunst! Und so vielen, vielen anderen ging es ebenso wie mir. Und nun mußten wir hier stehen in der tiefen nächtlichen Einsamkeit, alle unsere Gedanken und Sinne mit nichts als mit Mord erfüllt, und auf einen Feind spähen.

Dieses mit Bitterkeit erfüllte Träumen aber sollte mir verhängnisvoll werden. Von meinem Standpunkt aus konnte ich rechter Hand eine lange, schmale Schneise übersehen, die in der schon erwähnten Schlucht endete. In dieser Schlucht aber lagerte eine Abteilung von den Unserigen, weswegen ich auf die Schneise nicht viel Obacht gab.

Plötzlich aber wurde ich aus meinem Träumen aufgeschreckt durch einen Laut, den ich für den halblauten

Digitized by Google

Ausruf einer menschlichen Stimme hielt. Ich fuhr herum, meine Augen durchflogen die Schneise — und da sah ich deutlich, wie einige dunkle Schatten in der Finsternis des Waldes verschwanden. Das konnten keine von den Unserigen sein, da sie meinen Standort kannten und nicht in Deckung auf uns zuzukommen brauchten. Mehrere Minuten lang durchforschte ich mit meinem Glase die Waldschatten längs der Schneise, doch ich sah nichts. Da ich aber zu deutlich die Schatten von schleichenden Menschen gesehen hatte, beruhigte ich mich nicht damit, daß sie verschwunden waren, gab vielmehr meinen Leuten einige Verhaltungsmaßregeln und schlich mich dann in den Wald, um auf Umwegen jenen Punkt zu erreichen, wo ich die Gestalten hatte im Walde verschwinden sehen. Mit größter Vorsicht, den gespannten Revolver in der einen, das Nachtglas in der anderen Hand, bewegte ich mich vorwärts, jede Deckung sorgfältig benützend. Hinter jedem größeren Baum blieb ich eine Weile stehen und lauschte in die Nacht hinaus, bevor ich weiterschritt. Endlich kam ich zu einer kleinen Lichtung. Mitten darüber stand der Mond und übergoß den von Ginster und Heidekraut bewachsenen Platz ganz mit weißem Licht. Am Rande dieser Lichtung blieb ich stehen und untersuchte aufmerksam mit meinem Glase die ganze Runde. Doch ich sah nichts und vernahm auch keinen Laut.

In demselben Augenblick aber, als ich aus dem Schatten der Bäume heraustrete, um die Lichtung zu überschreiten, sehe ich an der anderen Seite ebenfalls einen Mann hervortreten, gleich mir bewaffnet mit Revolver und Glas. Wir beide erblickten uns in einem Nu — der deutsche Offizier und ich. Einen Augenblick lang hatten wir wohl beide den Gedanken, uns unter die schützenden Bäume zurückzuziehen. Doch keiner

Digitized by Google

führte den Gedanken aus. Langsam traten wir aufeinander zu.

‚Ergeben Sie sich!‘ rief er mir zu.

‚Ich wollte gerade das gleiche Ersuchen an Sie gerichtet haben,‘ entgegnete ich. Dabei hatte ich das eigentümliche Gefühl, als hätte ich diese tiefe, markige Stimme schon einmal gehört.

‚Ich habe mir gedacht, daß Sie sich weigern würden, und das tut mir leid, da ich mir lieber einen gefangenen Franzosen als einen toten verbuche.‘

Dabei hob er den Revolver. Ich tat das gleiche.

‚Ich bin frei von solchen Bedenklichkeiten,‘ sprach ich, schoß — und fehlte.

Und das war kein Wunder. Denn in dem Augenblick, als ich auf die Brust meines Gegners zielte, machte jener eine Kopfbewegung nach der Seite zu. Vielleicht hatte er vom Walde aus ein Geräusch vernommen — oder gab irgend jemand einen Wink, vielleicht auch war die Bewegung rein unwillkürlich. Für mich aber genügte sie, um mir alle Fassung zu rauben, denn in dem Augenblick, da das Mondlicht hell auf sein Gesicht fiel, erkannte ich in ihm mit vollster Gewißheit den deutschen Offizier wieder, den ich auf der Landstraße zwischen Mülhausen und Dornach unter meinem Degenstich hatte sein Leben aushauchen sehen. Es war derselbe Mann, groß und breitschulterig, mit blondem Bart — und nun wußte ich auch, wo ich diese Stimme schon gehört hatte. Ein eisiges Gefühl rann mir über den Körper. Ich hatte jenen Mann doch in ehrlichem offenen Kampfe zu Fall gebracht — warum erschien er mir nun hier aufs neue? Offenbar nur, um sich an mir zu rächen. Denn als ich meinen Schuß vergebens auf ihn abfeuerte, da lachte er und sagte:

Digitized by Google

‚Auf diesen Augenblick habe ich gewartet, Kapitän. Noch einmal, wollen Sie sich ergeben?‘

Ich antwortete nicht, versuchte vielmehr in Eile neu zu laden, obwohl meine Hände zitterten. Ich sah absichtlich nicht auf meinen Gegner, obwohl ich fühlte, daß er auf mich zielte. Und drei Sekunden später krachte sein Schuß, und ich — ich stand unverletzt. Mit einem großen Satz sprang ich auf ihn zu — und ehe er Stellung genommen haben konnte, bohrte ich ihm meinen Degen tief durch die Brust. Er stürzte. Zu gleicher Zeit brachen rings aus den Büschen Soldaten hervor, Deutsche und Franzosen. Ein wütender Kampf entspann sich, ein Kampf Mann gegen Mann. Ich aber hörte und sah nichts davon. Ich kniete an der Seite meines Opfers, das nur noch leise atmete. Einmal noch schlug der Mann die Augen auf, sein Blick traf mich mit unaussprechlichem Ausdruck, den ich nie in meinem Leben vergessen werde. Er murmelte noch ein paar Worte, die ich indes nicht verstehen konnte, und war tot.

Ich war aufs tiefste erschüttert, nicht nur durch die niederzwingende Wucht des Augenblicks, sondern noch weit mehr durch die Tatsache, daß dieser Mann unmöglich ein anderer sein konnte als der, der zwischen Mülhausen und Dornach von meiner Hand gefallen war. Willenlos und wie im Traum ließ ich mich von meinen Kameraden mit fortreißen, denn wir mußten wieder einmal den Platz räumen. Früher war ich voll Grimm über jedes Zurückweichen gewesen — ach, es war ja so schrecklich, daß wir immer und überall zurückweichen mußten — diesmal aber empfand ich nichts davon. Das Geheimnisvolle meines Erlebnisses beherrschte mich ganz und gar. Ich wußte bestimmt, daß jener Offizier, den ich im Zorn über den Fall

Digitized by Google

meines Freundes erstochen hatte, nicht genesen sein konnte. Zu oft hatte ich in den Augen von Sterbenden jenen brechenden, erstarrenden Blick gesehen, um mich über dieses Zeichen täuschen zu können. Der gleiche gläserne Blick von beiden verfolgte mich nun in jeder Minute."

Professor Bergfeld blickte nicht mehr in den Garten hinaus. Er saß ganz gebeugt, den Ellbogen auf das Knie gestützt und den Kopf auf die Hand, so daß diese Hand das Gesicht ganz verdeckte. Der Franzose hatte schon eine ganze Zeitlang geschwiegen, als der Arzt eine kaum merkbare Bewegung mit dem Kopfe machte und mit seltsam rauher Stimme fragte: „Haben Sie — noch mehr — zu erzählen?"

„Nicht wahr, meine Geschichte klingt unglaublich?" fragte der Kapitän mit düster klingender Stimme. „Ich selbst würde sie niemand glauben, wenn ich sie nicht selbst mit all ihren Schrecknissen erlebt hätte. Es vergingen drei Wochen. Immer noch wogte der Kampf auf der mehr als hundert Kilometer langen Schlachtlinie, ohne daß einer wußte, wer siegte. Heute wurden wir geschlagen, morgen rückten wir vor, um am nächsten Tage wieder zurückgetrieben zu werden. Eine furchtbare Ernte hielt der Tod in unseren Reihen.

An einem Tage war es ganz besonders schrecklich. Größere Truppenteile der Unserigen waren eingeklemmt zwischen einem Steinbruch und einer steilen, unersteiglichen Anhöhe. Unbarmherzig prasselten die Geschosse in die Reihen der Verzweifelten, die nicht vor- noch rückwärts konnten, ohne in der einen oder anderen Weise zerschmettert zu werden. Es war furchtbar und unerträglich. Ganz besonders eine deutsche Batterie, die an einem Waldrande postiert war, warf mit tödlicher Sicherheit ihre Granaten auf uns. Das konnte

Digitized by Google

nicht länger so weitergehen, die Batterie mußte entfernt werden um jeden Preis. Mir wurde der Auftrag zuteil, mit einer Abteilung Freiwilliger die Batterie zu stürmen. Ich wählte die fünfzig besten Leute meiner Kompanie aus — gemeldet hatten sich alle — und begab mich mit ihnen auf den Marsch. Ein großer Umweg war nötig, wenn wir nicht weggefegt werden wollten, bevor wir die Hälfte des Weges bis zur Batterie zurückgelegt haben würden.

Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten gelang es uns endlich, durch Wald und niedriges Gebüsch gedeckt, bis auf dreihundert Meter Entfernung unbemerkt an die Batterie heranzukommen. Aus guter Deckung feuernd gaben wir eine volle Salve auf die Batterie ab, so daß sofort die Hälfte der Bedienungsmannschaften stürzte. Dann gingen wir zum Sturm über — zweihundert Meter — drüben wurden die Geschütze herumgerissen. Einhundertfünfzig Meter — — ein donnerndes Kommando drüben — — — Etwas fiel über mich — etwas Unfaßbares — als wolle es mich zu Boden werfen. Das war nicht das Feuer der Batterie, das im nächsten Augenblick gegen uns anbrüllen würde — es war die Stimme dessen, der dort drüben das Kommando gegeben hatte. Das war seine Stimme — die Stimme des Rächers, die mir immerfort in den Ohren tönte. Im nächsten Augenblick prasselte das Feuer der Batterie — die meisten von uns lagen schon in irgend einer Deckung, die anderen wurden weggefegt. Nun auf — vorwärts — hundert Meter — — Ich sah, wie die Deutschen an ihren Geschützen arbeiteten wie die Wahnsinnigen. Da sah ich ihn — mitten in Rauch und Dampf — ein großer, breitschulteriger Mann mit blauen blitzenden Augen und blondem Vollbart. Ich hatte mich in der Stimme nicht

Digitized by Google

getäuscht — er war es. Und sein Blick, sein schrecklicher, verfolgender Blick war auf mich gerichtet. Auf seinem Pferde sitzend, das unbeweglich stand, richtete er seinen Karabiner auf mich, zielte — meiner Hand entsank der Degen, und blitzschnell flog der Gedanke durch mein Hirn, daß ich meinem Feinde diesmal nicht entgehen würde. Ich fühlte, ich war willenlos — ich war in seiner Hand. Plötzlich aber, ehe jener das Gewehr abdrückte, fiel ihm die Waffe aus der Hand — er selbst sank seitwärts vom Pferde. Das Pferd zitterte einen Augenblick an allen Gliedern, dann stürzte es wie vom Blitz getroffen zusammen.

Gleich darauf war die Batterie in unseren Händen. Ich aber sah nichts, hörte nichts — ich suchte nur ihn. Er lag, von seinem toten Pferde halb bedeckt, neben einem Geschütz. Die Hälfte der Brust war ihm weggerissen."

Dem Professor sank die Hand von der Stirne. Was war mit ihm vorgegangen? Sein Gesicht, vorhin noch so frisch und blühend, war geisterhaft bleich und fahl und ganz erschlafft im Ausdruck. Als sähe er die ganze Schrecklichkeit der Szene, die des Franzosen Beredsamkeit vor seiner Seele aufgebaut, so starrte er auf einen Punkt vor sich hin.

Der Franzose merkte nichts davon. Er lag mit abgewandtem Gesicht. „Diesmal sah ich, daß mein unerbittlicher Feind tief in die Erde gebettet wurde," sprach er in dumpfem Ton. „Ich selbst warf ein paar Hände voll Erde auf sein Grab. Und dennoch" — seine Stimme wurde plötzlich fast schreiend — „und dennoch hat er noch nicht von mir abgelassen — er ist noch nicht tot! Nun ich hier liege, weit vom Kampfplatz entfernt, tritt er zum vierten Male zu mir — und immer noch lebend!" Er warf seinen Kopf herum und heftete seinen

Digitized by Google

glühenden Blick auf das Gesicht des Arztes. „Doch jetzt, unerbittlicher Hasser, kann ich mich nicht mehr wehren. Ob Mensch oder Geist, nimm deine Rache und mach mit mir, was du willst!“

Professor Bergfeld saß unbeweglich. Seine Augen waren nun geschlossen. Ein leises Zittern ging durch seine Hünengestalt. Lange Zeit saß er so, als habe er alles um sich her vergessen. Auf einmal aber sprang er auf, wie aus einem schweren Traum erwachend.

„Die Pflicht — die Pflicht!“ murmelte er heiser. „O Vaterland, du verlangst viel von deinen Söhnen!“

Er wandte sich zum Gehen, doch er machte nur zwei Schritte, dann kehrte er zum Bett des Franzosen zurück. Lange betrachtete er den Mann, der so elend und vergrämt und leidzerrissen in den weißen Decken lag.

„Sie haben keinen Rächer mehr zu fürchten,“ sprach er leise, fast feierlich. „Denn ich kann Ihnen das Rätsel lösen. Die Lösung aber ist fast noch furchtbarer als Ihre Erzählung. Sehen Sie hier“ — er zog eine Photographie aus der Tasche und reichte sie dem anderen — „dieses Bild — es stellt vier Brüder dar. Einer davon bin ich. Wie auf dem Bilde, so hat man auch im Leben uns vier kaum voneinander unterscheiden können. Drei von den vier Brüdern haben Sie im Schlachtfelde kennen gelernt, den vierten — im Hospital. Von unserer ganzen Familie ist also außer mir nur noch meine alte Mutter vorhanden. Ich“ — er nickte schwer vor sich hin, und in seine Stimme trat ein Schluchzen — „werde es überwinden, doch — die — arme — alte Frau!“

Er wandte sich mit einer schnellen Bewegung um.

Digitized by Google

„Leben Sie wohl! Das Bild schenke ich Ihnen, zum Zeichen, daß ich Ihnen nicht zürne. Was Sie taten, war Ihre Pflicht.“

Die Tür fiel hinter ihm zu.

Der Franzose lag eine Weile wie betäubt, dann brach ein Schluchzen aus seiner Brust hervor, das ihn bitterer schmerzte als der bitterste Schmerz seiner Wunden.

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Neuntes Kapitel

Mit 12 Bildern (Nachdruck verboten)

In Flandern, wo noch immer die ungünstigen Bodenverhältnisse die Truppenbewegungen behindern, kam es zu keinen größeren Entscheidungen. Man beschränkte sich beiderseits meist auf den Artilleriekampf. Nur um die am Yserkanal gelegene Ortschaft Drie-Grachten entspannen sich wiederholte Gefechte. Zuerst entrissen die Deutschen den Belgiern den Ort. Dann wurde er aber in dem Maße von den Geschossen der feindlichen schweren Artillerie überschüttet, daß sich die deutsche Heeresleitung entschloß, ihn zu räumen. Als das Feuer endlich schwieg, unternahmen die Deutschen abermals einen Angriff und brachten die Ortschaft von neuem in ihren Besitz.

Nach dem verlustreichen Fehlschlagen der Winterschlacht in der Champagne, wo die französischen Generale Villaret und Maunoury schwer verwundet wurden, beschloß der französische Oberbefehlshaber Joffre einen großen Angriff gegen den Teil der deutschen Stellungen, dessen Durchbrechung nach seiner Ansicht von ausschlaggebenden Folgen begleitet sein mußte. Da ein bloßer Frontalangriff aussichtslos erschien, wurde deshalb der neue Durchbruchsversuch gegen die beiden Flanken der zwischen Mosel und Maas stehenden deutschen Kräfte unternommen. Hierzu wurde, wie Gefangene aussagten, eine neue Armee gebildet.

Nach den ersten tastenden Vorpostengefechten, den gleichzeitig von den deutschen Fliegern beobachteten Verschiebungen hinter der französischen Front und den einleitenden Infanteriekämpfen im Priesterwald setzte eine heftige Tätigkeit der französischen Artillerie im Norden bei Combres und auf dem südlichen Abschnitt zwischen Mosel und Maas ein.

Digitized by Google

Der eigentliche Angriff der Franzosen begann auf dem Südflügel zuerst nördlich bei Toul, sodann auch im Priesterwald, auf dem Nordflügel an der Orne sowie zwischen Les Eparges und Combres. Ein dauernder Erfolg war den Franzosennirgends beschieden. Wo kleine Trupps stellenweise bis an die deutschen Gräben oder selbst in diese gelangten, wurden sie überall in kurzem wieder hinausgeworfen.

Phot. Berliner Ill.-Ges., Berlin.

General Maunoury.

Am heftigsten entbrannte der Kampf bei Apremont und bei Flirey. Zwischen der Maas und Apremont kamen die Franzosen in dem waldigen Gelände bis nahe an die deutschen Stellungen heran, worauf sie das Feuer auf kurze Entfernung zerschmetterte. Östlich von Flirey entwickelte sich eine regelrechte Schlacht. Den französischen Schützen, die jede Geländefalte geschickt ausnützten, folgten starke Reserven, um den Angriff nach Norden vorzutragen. Gegen sie gelangte die

Digitized by Google

deutsche Artillerie zu gewaltiger Wirkung. Die französischen Schützen verbluteten im deutschen Gewehrfeuer, die Reserven fluteten unter den deutschen Artilleriegeschossen in wilder Flucht zurück.

Phot. Berliner Ill.-Ges., Berlin.

General Villaret.

Sobald die Infanteriekämpfe erloschen waren, verstärkte sich auf beiden Seiten die Tätigkeit der Artillerie. Der Erfolg der deutschen Geschütze wird dadurch gekennzeichnet, daß nach der Beschießung aus den französischen Gräben Hunderte von Leichen nach vorwärts hinausgeworfen wurden. Drei später auf Flirey unternommene neue französische Angriffe brachen zusammen. Im Priesterwald stürmte sodann dem französischen 13. Infanterieregiment ein rheinisches Bataillon, die Wacht am Rhein singend, mit der blanken Waffe entgegen und jagte den Feind in die Flucht.

Während bis dahin sich die französischen Angriffe aus-

Digitized by Google

Phot. Vereenigte Foto-Bureaux, Amsterdam.

Eingraben im Schützenfeuer.

schließlich gegen die beiden deutschen Flügel gerichtet hatten, setzte der Gegner nunmehr auch zum Angriff

Digitized by Google

gegen die Mitte an, nachdem er vorher in der Gegend von Saint-Mihiel neue starke Kräfte gesammelt hatte. Der erste Vorstoß erfolgte aus dem Wald La Selouse, 9 Kilometer nördlich von Saint-Mihiel. Der nach schweren Kämpfen zurückflutende Angreifer ließ zahlreiche Tote und Verwundete auf dem Kampfplatz zurück.

Der nächste Tag war ausgezeichnet durch stundenlange erbitterte Kämpfe im Bois de Mort-Mare, in denen der Feind zuletzt mit dem Bajonett zurückgetrieben wurde. In der gleichen Weise endeten Angriffe in der Gegend von Regniéville, im Priesterwald und südlich der Orne. Daran schlossen sich blutige Kämpfe um die Combreshöhe, wo von den Franzosen neue Verstärkungen herangezogen worden waren.

Nachdem das Ringen um einige Grabenstücke an verschiedenen Stellen hin und her geschwankt hatte, verlegten die Franzosen wiederum den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf den Nordflügel zwischen Orne und Combreshöhe. So gingen sie in der Woevre-Ebene zwischen Parfondrupt und Marcheville von Mittag bis Mitternacht viermal in einer Breite von etwa 6 Kilometern vor, wurden aber stets verlustreich zurückgeschlagen.

Während der Nacht entfalteten die französischen Minenwerfer, zeitweilig von der Artillerie unterstützt, eine lebhafte Tätigkeit. Am folgenden Nachmittag stieß der Feind auf der ganzen Linie der Combreshöhe aus seinen Gräben hervor. Er drang bis zur Mulde auf der Südseite der Höhe, verblutete dann aber in dem Feuer, das von der zweiten Stellung der Deutschen gegeben wurde. Die deutschen Truppen behaupteten nicht nur die Höhe, sondern schritten auch zum Gegenangriff, so daß der Hauptteil der vorderen Stellung zurückgewonnen wurde. Die Ausführung eines zweiten

Digitized by Google

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Radfahrerpatrouille eines Jägerbataillons.

Digitized by Google

Angriffes, der geplant wurde, verhinderte das wirksame Feuer der deutschen Artillerie.

Im Priesterwald entwickelte sich am Abend des gleichen Tages ein deutscher Angriff, durch den es gelang, dem Feind drei Blockhäuser und zwei Verbindungsgräben zu entreißen. Am folgenden Tag fanden auf der ganzen Front Artilleriekämpfe statt. Es konnte beobachtet werden, daß die Franzosen eifrig schanzten und ihre stark gelichteten vorderen Reihen durch neue Truppen ergänzten. Die Truppenansammlungen wurden mit Artilleriefeuer belegt, so daß der Angriff unterblieb. Ein abermals im Priesterwald unternommener Vorstoß wurde mühelos zurückgewiesen.

In den nächsten Tagen richtete sich die Tätigkeit der Franzosen von neuem gegen die deutschen Flügel. Sowohl bei Seuzey als auch bei Flirey wurden indessen die anstürmenden starken Kräfte des Feindes zurückgeworfen. In dem Abschnitt bei Flirey wurde beobachtet, wie die Franzosen ihre Gefallenen wie Sandsäcke auf die Brustwehr ihrer Gräben aufpackten und mit Erde bedeckten. Außerdem spielten sich im Priesterwald und im Allywald die ganze Nacht hindurch Nahkämpfe ab, die für die deutschen Truppen günstig endeten.

Auf der Combreshöhe gelang es sodann einer feindlichen Abteilung in eine Strecke der deutschen Kammstellung einzudringen, doch wurde sie nach zweistündigem Handgemenge wieder vom Gegner gesäubert. Eine sehr heftige Beschießung bereiteten die Angriffe auf Maizerey und Marcheville vor. Zwei Anstürme erfolgten auf Marcheville, bei denen die vorgehenden Truppen völlig aufgerieben wurden. Gleichwohl erneuerten die Franzosen später nochmals den Angriff mit drei aufeinander folgenden Schützenlinien, mit ge-

Digitized by Google

schlossenen Kolonnen dahinter, der aber blutig zusammenbrach. An dem Kampf nahmen auch zwei Panzerautomobile teil.

In der gleichen Weise endeten die Infanterieangriffe des nächsten Tages gegen Marcheville. In schmaler

Phot. Photothek, Berlin.

An einem Wegkreuz in Russisch-Polen.

Front und großer Tiefe stürmte der Feind dreimal gegen die deutschen Stellungen vor, wobei immer frische Truppen die zurückflutenden aufnahmen. Nach Aussagen von Gefangenen wurde dabei das Infanterieregiment Nr. 51 aufgerieben. Nördlich von Flirey kam es zu einem erbitterten Nahkampf, der den ganzen Tag

Digitized by Google

andauerte. Ebenso entspannen sich im Priesterwald heftige Nahkämpfe, die ebenfalls mit einem sehr verlustreichen Mißerfolg des Gegners abschlossen.

* * *

Als Räuberhorde haben sich wiederum die Russen erwiesen, die den Überfall auf Memel ausführten. Gleichzeitig von Norden und Osten nahend, rückten sie in mehreren Abteilungen vor. Es waren sieben Reichswehrbataillone mit acht älteren Geschützen, einige Reichswehrschwadronen, zwei Kompanien Marineinfanterie, ein Bataillon des Reserveregiments Nr. 270 und Grenzwachtruppen aus Libau und Riga, insgesamt etwa 10 000 Mann.

Der an Zahl unterlegene deutsche Landsturm zog sich von der Grenze zurück und suchte dann Memel zu verteidigen, konnte indessen das Eindringen der Russen in die Stadt nicht verhindern. In der Holzstraße stellten die Verteidiger vor dem Hafenbauamt Maschinengewehre auf, die den Rückzug der Truppen nach der Nehrung und das Übersetzen der Flüchtlinge aus Stadt und Land deckten.

Gegen Abend trafen die Russen, die an ihren Vormarschstraßen von Nimmersatt und Naugallen zahlreiche Gehöfte niedergebrannt, Einwohner erschlagen und Männer, Frauen und Kinder fortgeschleppt hatten, in Memel ein. Die Mannschaften wurden hauptsächlich in den Kasernen untergebracht. Der russische Kommandant erschien auf dem Rathaus und forderte den Oberbürgermeister sowie drei Bürger als Geiseln. Am nächsten Tag schritt die zuchtlose Soldateska zur Plünderung. Die Schaufenster der Läden wurden zerschlagen und die Geschäfte für Delikatesswaren, Schokolade, Zigaretten und Uhren ausgeraubt.

Digitized by Google

Phot. E. Frankl, Berlin.

Gesprengter Gasbehälter in Tiernicwice.

Am Samstagabend zogen die Russen bis auf einige Trupps ab, jedoch rückten von Norden her am Sonntag

Digitized by Google

neue Verstärkungen in die Stadt ein, die aber bereits auf deutsche Patrouillen stießen. Diesen folgten von Süden her größere Abteilungen, die nach einem heftigen Straßenkampf die Russen aus Memel hinauswarfen. Die Flüchtenden rissen inzwischen neu eingetroffene Verstärkungen mit sich fort. Den Geiseln, die in einem Wagen abbefördert werden sollten, gelang es, sich in Sicherheit zu bringen. Die Verfolgung wurde mit allem Nachdruck aufgenommen. Daran beteiligte sich auch die deutsche Flotte. Sie bestrich mit ihrem Feuer die nach Polangen führende Straße und brachte dem Feind schwere Verluste bei. Die deutschen Truppen machten 500 Gefangene und konnten zugleich 3000 fortgeschleppte Bewohner von Memel und Umgegend in Freiheit setzen.

Einen ähnlichen Raubzug beabsichtigten die Russen gegen Tilsit zu unternehmen. Die sogenannte Riga-Szawle-Gruppe, die unter dem Befehl des Generals Apuchtin aus Teilen der 68. Reservedivision, Reichswehren und Grenzschutztruppen gebildet worden war, setzte sich auf die russische Stadt Tauroggen in Bewegung, in der vierzehn deutsche Landsturmkompanien standen. Nur schwer konnte sich der deutsche Landsturm gegen die russische Übermacht behaupten. Als seine beiden Flanken umfaßt waren, mußte er sich, um nicht abgeschnitten zu werden, auf Laugszargen durchschlagen. Namentlich war die Landsturmkompanie des Grafen Hagen auf dem linken Flügel bedroht. Obwohl von allen Seiten von den Russen eingeschlossen, durchbrach sie den Ring und nahm dabei noch fünfzig Russen gefangen.

Mit seinem rechten Flügel hielt der Landsturm den Jurafluß bei Ablenken, wodurch er die Straße nach Tilsit deckte. Als der Feind Ablenken eroberte, ergab

Digitized by Google

sich die Möglichkeit, daß der rechte deutsche Flügel völlig eingedrückt und der Landsturm von der Tilsiter Straße abgedrängt wurde. Doch trafen gegen diese Gefahr die ersten deutschen Verstärkungen noch rechtzeitig ein. Es war ein Ersatzbataillon von Stettin, das nach dreißigstündiger Bahnfahrt in Tilsit anlangte und sofort nach dem gefährdeten Punkt vorrückte. Nach einem Fußmarsch von vierundzwanzig Stunden näherte sich das Bataillon gegen Abend Ablenken und warf in glänzend durchgeführtem Nachtangriff die Russen nach Norden zurück.

General Brussilow,
Oberkommandierender der russischen Karpathenarmee.

Hiermit war der heikelste Augenblick überwunden, und als in den nächsten Tagen weitere Verstärkungen eingetroffen waren, konnte General v. Pappritz, der die Operationen leitete, zur Offensive übergehen. Das inzwischen eingetretene Tauwetter erschwerte die Bewegungen auf den Nebenwegen aufs äußerste. Hier stand das Wasser derart hoch, daß auf einem solchen Wege die Geschütze stecken blieben und die Infanterie bis zum Knie, teilweise selbst bis zum Leib im Wasser

Digitized by Google

watete. Als die Russen die gegen sie eingeleitete Umfassung erkannten, gingen sie hinter die Jura auf Tauroggen zurück. Die deutschen Truppen, die zum Teil die von den Russen in Memel verübten Greuel gesehen

Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Wetterfestes Ausguckhäuschen in einer Baumkrone.

hatten, verfolgten, erfüllt von höchster Erbitterung, den Feind, der sich bei Tauroggen verschanzte und vom dortigen hochgelegenen Kirchturme sein Artilleriefeuer gegen die deutschen Verfolger leitete. Diese mußten, um die eigene Artillerie heranzubringen, zunächst einen

Digitized by Google

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Krankenzelte bei Pabianice am Fuß der Karpathen.

Digitized by Google

tragfähigen Übergang über die Jeziorupaschlucht herstellen, wodurch viel Zeit verloren ging, die der Feind

Unterwürfiger Empfang von österreichisch-un

seinerseits zur Verstärkung seiner Anlagen und zum Bau von Hindernissen ausnützte. In der Nähe des Gutes Tauroggen wurde durch die deutsche Infanterie, angeleitet durch Pioniere, bei eisiger Kälte — es war

Digitized by Google

inzwischen wieder Frostwetter eingetreten — unter schwierigsten Verhältnissen ein erster Steg hergestellt.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

rischen Mannschaften in einem russischen Dorf.

Später wurde ein zweiter Steg fertig, der als Schnellbrücke über das inzwischen zu Eis gefrorene Wasser der Jura hinübergeschoben wurde. In der Morgenfrühe waren die Erkundungen beendet, und es begann der

Digitized by Google

Sturm unter Führung des schon bei Memel vortrefflich bewährten Majors v. Nußbaum, dessen ausgezeichnetes Bataillon das Zeichen zum Vorgehen auch für die anschließenden Landwehr- und Landsturmbataillone gab. Über das Eis des Flusses hinweg stürmten die deutschen Truppen die feindlichen Schützengräben und setzten sich in Besitz der Stadt Tauroggen. Von drei Seiten angegriffen, gaben die Russen nach schwersten Verlusten ihren Widerstand auf und flüchteten nach Zurücklassen von mehr als 500 Toten und 500 Gefangenen in die Wälder. Damit war der russische Überfall auf Tilsit endgültig abgewendet.

Wiederholte Kämpfe entspannen sich im Norden von Russisch-Polen bei Mariampol und Kalvarja. Immer aber wurden die Angriffe der Russen abgeschlagen und ihnen beträchtliche Verluste zugefügt.

Auf dem linken Ufer der Weichsel an der Front gegen Warschau ruhten im allgemeinen die Unternehmungen. Nur bei Tomaszow entwickelten sich heftige Gefechte im sogenannten Wald des Zaren. In diesem stundenlangen Wald hatten sich die Russen mit Artillerie und Infanterie eingenistet. Die Schützengräben waren teilweise nur 80 Meter voneinander entfernt. Holzverhaue waren errichtet, hinter jedem Baumstamm standen, in jedem Dickicht hockten russische Schützen, in den Baumkronen waren Maschinengewehre angebracht, aber dennoch fegte die unvergleichliche Tapferkeit unserer Soldaten den Wald von den Gegnern rein.

* * *

Der noch immer mit ungeheurer Heftigkeit in den Karpathen fortgesetzte Kampf, der sich über einen Raum von etwa 400 Kilometer Länge erstreckte, trat

Digitized by Google

durch das Ansetzen mächtiger russischer Massen unter dem Oberbefehl des Generals Brussilow zu einem Vorstoß über den Gebirgswall in einen neuen Entwicklungsabschnitt. Im wesentlichen drehte sich das erbitterte Ringen um den Besitz der Pässe, die über den Kamm

Phot. K., Kleinschmidt, Misburg.

Zusammengeprallte Infanteriegeschosse.

führen. Im westlichen Teil der Karpathen ist einer der wichtigsten Pässe der Duklapaß, zu dem ganz allmählich die große Duklastraße hinaufsteigt. Jenseits des Passes gleitet sie im Ladomerkatale zur Ondawa hinab. Die den Duklapaß einrahmenden Höhen sind über 700 Meter hoch und stark bewaldet. Ebenfalls durchläuft eine große Straße sowie die Eisenbahnlinie Zagorcz—Homonna das Laborczatal. Die erstere über-

Digitized by Google

schreitet den Beskid in 655 Metern Höhe, die letztere umgeht den Beskid in großer Schleife und überwindet dann den Lupkower Paß. Die Bergrücken erreichen in diesem Raum eine Höhe von 800 Metern und darüber und sind zumeist dicht bewaldet.

Das Gelände östlich des Lupkower Passes wird durchzogen von einer bis zu 1000 Meter hohen Kette, die an der galizisch-ungarischen Grenze zu dem 1335 Meter hohen Halicz nahe dem Uzsoker Paß verläuft. Die Bedeutung des Uzsoker Passes liegt darin, daß durch ihn die Eisenbahnlinie von Lemberg nach Debreczin führt. Von der erwähnten Bergkette geht eine Reihe von Flußtälern nach Süden und Norden aus. Das ganze Gebiet muß als überaus schwierig und unwirtlich bezeichnet werden.

Im Osten reiht sich an den Uzsoker Paß der Tucholkapaß, durch den ebenfalls eine Eisenbahnlinie von Lemberg aus führt. Dieser Teil der Karpathen wird von Nebenflüssen des Dnjestr und der Theiß durchzogen und zerklüftet. Geradeswegs südlich von der Linie Nadworna—Kolomea liegt der Jablonitzapaß. Durch ihn führt eine Eisenbahn nach Norden, die unter anderen die Stadt Nadworna mit der Stadt Stanislau verbindet.

Sowohl in dem Raum zwischen Lupkower und Uzsoker Paß als auch in der Duklasenke unternahmen die Russen unaufhörliche Angriffe, bei denen sie die riesigen Verluste durch bereitgehaltene Reserven ausfüllten. Nach dem bedauerlichen Fall von Przemysl zogen sie hier auch die freigewordene Einschließungsarmee heran, die namentlich bei Dwornik in Tätigkeit trat. Stellenweise wurde mit zehn bis zwölf Schwarmzügen angestürmt. Aber trotz der Vergeudung gewaltiger Menschenmassen wurden keinerlei bedeutsame Erfolge erzielt, sondern vom Uzsoker Paß an blieb der

Digitized by Google

Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Feldpost auf der Fahrt zur Front.

Digitized by Google

ganze östliche Teil der Karpathen im Besitz der tapferen Verteidiger.

Auch westlich des Uzsoker Passes wurde dem russischen Ansturm kraftvoller Widerstand geleistet. Ferner scheiterte im Laborczatal und in der Duklasenke ein erneuter Durchbruchsversuch nicht nur, sondern es wurde auch zu einem Gegenstoß ausgeholt. Ebenso schlugen die heftigen Angriffe zwischen dem Uzsoker und dem Lupkower Paß fehl.

Die deutsche Südarmee nahm während dieser Kämpfe eine Stellung am Nordabhang des Wizkower Sattels ein. Die Russen hatten durch einen ausgedehnten Befestigungsgürtel auf dem Zwininrücken nördlich von Tucholka die Straße durch das Orawatal gesperrt. Obwohl ein Angriff auf diesen Stützpunkt sehr gewagt erschien, berannten die Deutschen das Bollwerk mit heldenhafter Stoßkraft, warfen den überraschten Feind hinaus und eroberten den Zwininrücken. Viele Gefangene, Maschinengewehre und zahlreiche Kriegsvorräte fielen in die Hände der Sieger. Später eroberten ungarische Regimenter die wichtige Leremchahöhe am Uzsoker Paß.

In der Bukowina haben die österreichisch-ungarischen Truppen weiterhin Fortschritte errungen. Bei Chotin wurden zwei russische Kavalleriedivisionen zersprengt. Östlich von Zaleszczyki gingen die Russen über den Dnestr. Jedoch wurden sie von der unter dem Befehl des Generals Pflanzer-Baltin fechtenden Armeegruppe alsbald blutig zurückgeworfen. Sie mußten die von ihnen über den Dnjestr geschlagene Brücke abbrechen, wobei zahlreiche Pioniere ertranken. Die Armeegruppe Pflanzer-Baltin deckte sich bei ihrem weiteren Vorgehen beständig durch Schützengräben und Drahthindernisse, überschritt die russische Grenze und drang in Bessarabien ein.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Der Kriegspaß. — Woher kommt das? Die bravsten, die unbescholtensten Menschen werden nervös, wenn vom Paß die Rede ist.

Nun gar jetzt in diesen kriegerischen Zeiten.

Ich hatte in den Mobilmachungstagen das Unglück, einen langen schwarzen Vollbart zu besitzen, einen richtig angewachsenen. Mit diesem Vollbart ging ich friedlich über den Marienplatz in München.

Plötzlich war ein Mann an meiner Seite, lüftete unmerklich, aber höflich seinen Hut. „Ich bin Kriminalbeamter," flüsterte er. „Folgen Sie mir in den nächsten Hausgang — unauffällig, bitte."

Ich zuckte zusammen, alles Gerade, alles Zuversichtliche in meinem Wesen knickte ein.

„Ein bißchen rascher, bitte!"

Ich wankte in den halberhellten Hausgang. Vor ihm stauten sich mit drohendem Gemurmel die sogenannten gemütlichen Münchner vom Marienplatz. Ja, hat sich was mit der Gemütlichkeit!

„Jetzt ham s' scho wieder oan dawischt!" trompetete es herein.

„Was für oan, Herr Nachbar?"

„An Russen, glaub' i."

„Da irr'n S' Eahna, Herr Nachbar, dös is koa Russ', dös is a Serb'."

„An was kenna Sie jetz dös — bitt' schön?"

„An was werd ma denn so was kenna? Am Bart kennt ma's halt, am schwarz'n Bart."

„Jawohl, der Herr hat recht. Gestern soll'n s' glei fünf serbische Spion' auf einmal in der Au dawischt ham, die soll'n lauter schwarze Bärt' g'habt ham."

„Hoffentli ham sie's glei daschoss'n?"

„Ja freili. Moanan S' vielleicht, da wart't ma lang?"

„Das ist nicht ganz richtig," kam es hochdeutsch dazwischen. „Man wartet immer, bis es zwölf sind. Das Erschießen kommt dann im Dutzend billiger — von wegen der Patronen, wissen Sie."

Digitized by Google

Schweigen. Mißtrauen. Lachen.

„I glaub' allaweil, der Herr derbleckt uns!"

„Ja, am End' is der selm a Spion, 'leicht an Engländer, weil er gar a so a hochdeutsche Aussprach' hat."

Die Menge vor dem Hausgang zerteilte sich, während ich mit dem Kriminalschutzmann den umständlichen Förmlichkeiten des Identitätsnachweises oblag. Aus meiner Brieftasche zog ich hastig ein Papier nach dem anderen hervor.

„Radfahrkarte? Genügt nicht. — Postausweis? Genügt nicht. — Frachtbrief? Genügt nicht. — Unbezahlte Schneiderrechnung? Genügt nicht —"

„Ja, Kruzitürkenüberanand," entfuhr es mir heimatlich, „was soll i Eahna denn nacha noch zeig'n — ha?"

Mit einem Schlage verwandelte sich der gestrenge Kriminal. „Was? Sie san ja a Minchna? Ja, aba warum ham S' denn dös net glei g'sagt — ha?"

Und während wir dann, einträchtiglich vom Kriege plaudernd, eine Strecke weit miteinander gingen, gab er mir noch einen Ratschlag.

„Wiss'n S', Herr Nachbar, net überall san Minchna bei die Kriminaler, da dät i Eahna halt do' rat'n: entweder Sie lass'n Eahna rasier'n —"

„Nein," erklärte ich bestimmt.

„Ja, nacha bleibt halt gar nix anderes als a Paß übrig, verstehen S'" — er wurde wieder amtlich streng — „verstehen Sie, ein Paß!"

„Auch für Stuttgart? Ich muß nämlich morgen dorthin fahren."

„Ja, die Schwoba san womögli no strenger als die Minchna — nemman S' nur an Paß mit, Herr."

„Und dann reise ich nach der Schweiz."

„Nach der Schweiz? Dös taat i net, Herr, dös taat i wirkli net."

„Warum denn nicht?"

„Wer weiß, ob ma da net no mehra braucht als wie an Paß, Herr."

„Gibt es denn noch etwas Höheres als einen Paß?"

Digitized by Google

Er sah düster die Residenzstraße entlang. „Bei uns is amal a Hochstapler eing'liefert wor'n, an ausländischer, der hat so was g'habt, Herr, was noch höcher war als a Paß — jetzt entschuldigen S', bitte, i muaß noch auf die Hauptpost 'nüber — da is a Anzeig eing'lauf'n weg'n ein' postlagernden Schbion — vaschtehn S'?"

Ich verstand und ging auf die Polizeidirektion, Abteilung Pässe. Dort wimmelte es von Leuten, die schwarze Bärte hatten oder sonstwie ein wenig ausländisch aussahen. Alle wollten sie Pässe haben.

Der Sekretär schwitzte. Er hatte die summarische Schnelligkeit in den Betrieb eingeschaltet, als ich eben ankam: „Paß — nicht wahr? Unterlage? Postausweis? Gut. Statur? Mittel. Gut. Haare? Schwarz. Gut. Gesicht? Oval. Gut. Augen? Blau. Gut. Besondere Kennzeichen? Keine. Gut. Kostet eine Mark. In einer Viertelstunde können Sie den Paß auf Zimmer 131 abholen. Gut. Der nächste, bitte —"

Ich ging nachdenklich aus der Polizeidirektion. So schnell und glatt war ich noch niemals amtlich behandelt worden. Dann ging ich zweimal um das Polizeigebäude herum und dann auf Zimmer 131. Sicher gab es da die eigentlichen Schwierigkeiten. Denn einen Paß, einen regelrechten Paß in einer Viertelstunde, nachdem die Hausganguntersuchung ohne Paß schon gut eine halbe Stunde kostete — nein, das war nicht möglich.

Aber da lag der Paß schon. Und ich ging kopfschüttelnd ins Hofbräuhaus und dachte dort gut drei Liter lang nach, warum ein Postausweis ungenügend ist, während ein Paß, den man sich ohne weiteres mittels dieses ungenügenden Postausweises verschaffen kann, durchaus genügend ist. Aber ich kam auf keinen Grund, so daß ich die dritte Maß schon halbvoll stehen lassen wollte.

Da redete mich mein Nachbar an, ein Mann mit einer Brille: „Fehlt Eahna was?" sagte er. „Sie schaun so traurig aus."

Ich erzählte ihm den Widerspruch.

Er sagte lange nichts. Aber dann tat er einen mächtigen

Digitized by Google

Zug und erklärte: „Woher dös kommt, möcht'n Sie wiss'n, daß der Postausweis net gnua is, herentgegen der Paß, den wo ma mit dem Postausweis kriagt, der wo net gnua is, gnua is. Ja mei, Herr, mir waar's gnua, wenn ma dadrüber aa no nachdenka müßt', wo ei'm sowieso der Kopf scho voll gnua is von die Deligramm' in die Zeitunga — mir waar's gnua!"

Und er versank abermals in seinen Maßkrug. Dem kam er rascher auf den Grund als meinem Paßrätsel.

Später, als ich die Kellnerin mit einem Markstück zahlte, sah ich es auf seinem Gesicht leuchten. Aber er sagte nichts.

Erst wie ich schon auf der Straße war, kam er mir nach.

„Entschuldigen S', Herr," sagte er und faßte mich am Ärmel, „aber mir is's grad eing'fall'n — nämlich dös von dem Paß und dem Postausweis. Also Sie möcht'n wiss'n, warum dös oane gnua is und dös andere net — net?"

Ich nickte melancholisch.

„Also kurz g'sagt, den Unterschied möcht'n S' wiss'n zwisch'n 'm Paß und ei'm Postausweis — net?"

Ich nickte wieder, wie ein Mensch, der keine Hoffnung hat.

„Also, i will's Eahna in Gott's Nama sag'n, weil S' gar so trauri ausschaug'n, Herr — also pass'n S' auf, Herr, kurz und guat, der Unterschied zwisch'n Eahnern Postausweis, der wo net gnua is, und Eahnern Paß, der wo gnua is, is dös Markl, dös wo Sie dafür zahl'n ham müass'n." Fritz Müller.

Ein deutsches Kriegerdenkmal. — Ihrer gefallenen Kameraden liebevoll zu gedenken, ist unseren braven Soldaten ein inniges Herzensbedürfnis. Zahllose Hügel mit einem schmucklosen Holzkreuz in Feindesland legen Zeugnis ab von dieser gemütvollen Gesinnung. Verschiedentlich haben auch Soldaten, die von Beruf Steinmetzen sind, in den Ruhepausen zwischen den Kämpfen in den Schützengräben für ihre gefallenen Offiziere Gedenksteine geschaffen und auf den Gräbern errichtet.

Ein eigenartiges Denkmal, das dem Gedächtnis verstorbener Kameraden geweiht ist, erhebt sich an der Kreuzung zweier großen Straßen bei Avricourt in Nordfrankreich. Auf einem aus Backsteinen gemauerten Sockel steigt eine etwa sechs Meter hohe Pyramide auf, die aus französischen „Ausbläsern", das

Digitized by Google

Phot. F. W. Parish, Friedenau.

Deutsches Kriegerdenkmal aus französischen „Ausbläsern“ bei Avricourt.

heißt Granaten, die ausbrannten, aber nicht platzten, hergestellt ist. Die Pyramide besteht aus ringförmigen Stockwerken, die durch Bandeisen zusammengehalten werden.

Gegen die Pyramide lehnt sich auf dem Sockel eine Gedenk-

Digitized by Google

tafel mit der Inschrift: „Den bei Noyon und Roye gefallenen Helden des IX. Reservearmeekorps errichtet von Leichter Munitionskolonne Reservefeldartillerieregiment Nr. 16. November 1914." Th. S.

Russische Gerechtigkeit. — Jeder, der sich längere Zeit in Rußland aufgehalten hat, weiß wohl aus eigener Erfahrung, daß die russischen Gouverneure, je weiter von Petersburg weg, um so mehr geneigt sind, ihre Geschäftsführung nach ihrer Art zu „vereinfachen", um so wenig als möglich belästigt zu sein.

In einer Gegend des Gouvernements Cherson, wo sich viele deutsche Ansiedler niedergelassen haben, wurden besonders diese längere Zeit von verwegenen Viehdieben heimgesucht, und die Behörden erhielten Anzeigen über Anzeigen, ohne daß es gelingen wollte, den Spitzbuben das Handwerk zu legen. Die Beschwerden kamen immer häufiger.

Der Herr Gouverneur strengte also seine Gedanken an. „Wer stiehlt?" — Ohne Zweifel Diebe. „Aber warum stehlen die Diebe?" — Jedenfalls weil die Besitzer ihr Eigentum nicht genügend bewachen. „Wer ist also eigentlich schuld an den vorkommenden Diebstählen?" — Natürlich die Besitzer!

Nachdem sich der hochweise Herr durch sotanen tiefgründigen Gedankengang glücklich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, setzte er sich hin und erließ eine Verordnung, in der die Viehbesitzer aufgefordert wurden, ihr Vieh besser zu bewachen und dadurch den Viehraub zu verhindern nach Paragraph 29 des Friedensrichterstatuts, der besagt, daß, wer die gesetzlichen Anordnungen und Verfügungen der Regierungsbehörden nicht befolgt, mit Gefängnis bestraft wird.

Jetzt hatten es diese vermaledeiten Deutschen, die überall ihre lästigen Neuerungen einführen und nur Unruhe stiften; denn nach der angeführten salomonischen Verordnung des Herrn Gouverneurs hatten die Viehbesitzer nun scharf aufzupassen, daß ihnen nichts gestohlen würde, ansonst sie nach Paragraph 29 bestraft würden! Sie würden sich also hüten, Viehdiebstähle auch weiterhin zur Anzeige zu bringen und — die geplagte Behörde nebst Gouverneur hatten ihre Ruhe. A. M.

Digitized by Google

Die zweite Gemüseernte im Hausgarten. — Mit Recht haben unsere Behörden angesichts der schwierigen Lage, in die uns der Krieg versetzt hat, das deutsche Volk dazu aufgerufen, mit aller Kraft sich des Gemüsebaus im Frühjahr anzunehmen. Viele tausend fleißige Hände haben sich geregt, und viele Ländereien, die bisher unbenützt dalagen, stehen jetzt mit Gemüse bepflanzt im schönsten Wachstum da und werden gute Ernte bringen. Aber schon vor Aberntung der Beete im Spätfrühjahr und Sommer sollte der Gartenfreund daran denken, seinen Gemüsegarten für die Herbst- und Winterernte nutzbar zu machen, damit auch für den Winter genügend Vorrat für die Küche vorhanden ist. Gerade in dieser Zeit wird das Gemüse auf dem Markt teuer, und es ist fraglich, ob das neutrale Ausland soviel Gemüse liefern kann, als dies in der Zeit des Friedens der Fall war.

Es ist klar, daß, wenn der Boden unserer Gemüsebeete getragen hat, er der Ruhe bedarf. Es wäre darum am zweckmäßigsten, ihn bis zum nächsten Jahre unbebaut zu lassen, damit er alsdann seine ganze Kraft der neuen Pflanzung leihen kann. Aber das Ausruhenlassen des Bodens kann nur in großen gärtnerischen Betrieben geschehen, in kleineren Hausgärten wäre es nicht angebracht und nicht vorteilhaft. Deshalb muß der Gartenfreund darauf Bedacht nehmen, den Beeten, wenn sie abgetragen haben, durch Zuführung von Dung wieder Kraft zu geben. Ungedüngte Beete werden im allgemeinen nur geringe zweite Ernten liefern. Stalldünger ist der beste Dung; kann man ihn nicht erwerben, so empfiehlt sich Anwendung von Komposterde, Jauche oder künstlicher Dünger. Letzterer ist in jeder größeren Samenhandlung oder in einem Drogengeschäft mit Gebrauchsanweisung erhältlich.

Das erste Erfordernis zur Vorbereitung der zweiten Gemüseernte ist also Düngung des Bodens. Jede Gemüsepflanze will recht locker stehen. Es muß also ferner dafür gesorgt werden, daß der Boden tüchtig gelockert und umgegraben wird. Ein bloßes Umhacken genügt nicht. Welche Beete für die zweite Bebauung in Frage kommen, richtet sich nach der ersten Anlage der Beete. Im Juli und August haben die ersten Früh-

Digitized by Google

jahrsbeete abgetragen. Da werden die Erbsen-, Mairüben-, Frühkohlrabi-, Spinat-, Frühkartoffel- und Steckzwiebelbeete frei. Sie können sämtlich wieder bebaut werden.

Ist der Boden durch Düngung und Umgraben genügend vorbereitet, so kann man an das Bestellen gehen. Sehr lohnend ist zunächst eine nochmalige Aussaat von Erbsen und Bohnen. Bei beiden kommen nur die niedrigen Buschsorten in Betracht, da die höheren, rankenden längere Zeit zur Schotenbildung in Anspruch nehmen und diese dann im September durch die kalten Nächte gehemmt würde. Der Geschmack der Schoten im Frühherbst ist bei weitem besser und zarter als im Sommer. Der Grund liegt darin, daß die milde Septembersonne weniger schnell als die Sonnenstrahlen des Juli die Hülsenschalen trocknet. Grüne Bohnen werden im September auf dem Markt teuer bezahlt und bilden auf den Tischen der Hotels eine Delikatesse. Von den geeignetsten Erbsensorten sind zu nennen: „Heinemanns vor der Front", „Wunder von Amerika". Zu den widerstandsfähigsten Bohnensorten gehören: „Hinrichs Riesen", „Saxa". Erbsen legt man in Reihen, indem man 5 Zentimeter tiefe Rillen zieht. In diese werden die Körner einzeln ziemlich dicht gelegt, so daß zwischen jedem Korn 2 Zentimeter Zwischenraum bleibt. Man überspannt das Beet mit bunten Fäden, an die man Papierstreifen bindet, um die Vögel fernzuhalten. Auch Bohnen sät man in Rillen aus, und zwar legt man alle 15 Zentimeter 2 bis 3 Bohnen.

Sind die Pflanzen größer geworden, so behäufelt man die Reihen, um die Erde frisch zu erhalten. Man darf die Bohnenhülsen nicht zu dick werden lassen, da sonst der Wohlgeschmack beeinträchtigt wird.

Daß man auf abgeernteten Gemüsebeete in zweiter Tracht den sogenannten Wintergrün- oder Krauskohl pflanzt, ist allbekannt. Er bildet die einzige Kohlart, die den Winter überdauert; doch wähle man eine niedrige Sorte, da höhere Sorten nicht in demselben Maße widerstandsfähig sind. Man pflanzt ihn in Reihen und gibt ihm in den ersten Wochen seines Wachstums ausreichende Bewässerung. Im September und Oktober pflegen sich die Kohlraupen einzustellen. Das sicherste Mittel

Digitized by Google

ist, sie sorgsam abzulesen und zu vernichten. Ihre Entwicklung kann man von vornherein hindern, wenn man die unter die Blätter von den Kohlweißlingen abgesetzten Eierhäufchen zerdrückt.

Ein vortreffliches Gemüse für den Winter bildet auch der Rosenkohl. Nur muß der Boden besonders gut gedüngt werden. Die Auspflanzung erfolgt im Juli. Sind gegen Ende September in den Blattwinkeln die kleinen Röschen noch nicht sichtbar, so schneidet man die Spitzen der Stauden aus und verwendet sie als Gemüse. In nicht zu kalten Wintern hält Rosenkohl im Freien aus. Sicherer ist jedoch, die Stauden Anfang Dezember mit den Wurzeln auszuheben und im Keller in Sand einzupflanzen. Rosenkohl will möglichst frei stehen. Deshalb kann man ihn mit Vorteil an die Ränder von Gemüsebeeten pflanzen. Die beste Sorte ist die Erfurter „Fest und viel".

Kopfkohlartige Gemüse kommen für den Winter weniger in Betracht. Nur Herbstkohlrabi kann im Spätsommer angebaut werden. Man pflanzt ihn im Juli oder August auf gut gedüngten Boden und behäufelt nach dem Angehen die Wurzeln. Gerade in den trockenen Herbsttagen bedarf er wie alle Kohlarten des Gießens, auch wird er kräftiger gedeihen, wenn man um seinen Standort häufig durch Lockerung der Erdoberfläche den Wurzeln Luft zuführt. Blaue Sorten sind den grünen vorzuziehen.

„Spargel des Winters" hat man mit Recht die sehr schmackhaften Skorzonera- oder Schwarzwurzeln genannt, deren an sich unscheinbare Wurzeln zur gemüsearmen Winterzeit ein ausgezeichnetes Gemüse abgeben. Man sät sie auf das Land der abgeernteten Gemüsebeete, doch lieben sie besonders lockeren, dungkräftigen Boden und sonnigen Standort. Man legt die Körner in Reihen und verzieht sie, damit sie nicht zu dicht stehen und Luft und Licht haben, später, sobald sie kräftig geworden sind. Im Winter halten sie im Freien aus; will man eine Decke von trockenem Laub oder Fichtenreisig geben, so mag es geschehen. Im Frühjahr werden sich die Pflanzen alsdann kräftig entwickeln und im Sommer bereits blühen. Die erste Ernte kann man dann im Spätherbst und Winter vornehmen.

Digitized by Google

Für die Zeit, in der der Erdboden hart gefroren ist, kann man eine Anzahl Wurzeln zum Verbrauch im Keller in Sand einschlagen.

Sehr empfehlenswert ist eine Aussaat von Radieschen und Herbstrettichen. Gerade bei dem milden Herbstwetter wird ihr Fleisch zart und saftig. Freilich muß man sorgsam acht darauf geben, daß bei warmem Wetter die Insekten nicht die jungen Blätter abnagen. Häufiges Überbrausen von Wasser mittels einer Gießkanne ist sehr angebracht. Sehr vorteilhaft ist es auch, Rapünzchen anzubauen. Sie halten im Winter ohne Bedeckung aus und liefern einen feinen Salat, der im Geschmack dem grünen Kopfsalat gleichkommt. Sehr beliebt ist jetzt die Sorte „Heinemanns Goldherz" geworden, deren Herz goldgelb ist und von einem Kranz grüner Blätter umgeben ist.

Gute Erträge für den Herbst liefert auch der amerikanische Pflücksalat. Er gedeiht in halbschattiger Lage noch besser als in sonniger. Die abgepflückten Blättchen wachsen immer wieder nach. Endlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es eine Mohrrübensorte, die „Karotte von Guerande", gibt, die man im Spätsommer aussäen kann. Es kann in Reihen oder breitwürfig geschehen. Die Reihensaat ist im allgemeinen vorzuziehen, weil sich bei ihr das Unkraut besser entfernen läßt. Die Pflanzen überstehen den Winter und liefern schon im Frühjahr für die Suppe kleine Karotten, während die Ernte im Herbst dann Stücke von staunenswerter Größe hervorbringt.

R. Reichhardt.

Eine Hölle. — Die Lage der Kriegsgefangenen ist zwar niemals eine rosige gewesen, selbst nicht in unserem aufgeklärten Zeitalter, wie die Klagerufe der deutschen gefangenen Krieger aus den englischen, französischen und russischen Gefangenlagern beweisen. Aber selbst in den Zeiten der tiefsten Barbarei, wo man die Kriegsgefangenen einfach als Sklaven verkaufte, wurden sie nicht solchen Martern ausgesetzt, wie sie die Südstaaten in dem amerikanischen Sezessionskrieg 1861 bis 1865 über die gefangenen nördlichen Bundestruppen verhängten. Sogar die Schrecken der englischen Konzentrationslager müssen

Digitized by Google

erbleichen vor den Greueln der südstaatlichen Gefängnisse in Richmond, Salisbury, Florence und Andersonville.

Die Südstaaten schossen jeden Negersklaven, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, einfach tot. Aber dies muß als eine milde Maßregel angesehen werden gegenüber den Leiden, die die weißen Gefangenen erdulden mußten. In Richmond starben von den Gefangenen rund zwanzig Prozent infolge der ausgestandenen Entbehrungen. Noch schlimmer war es in Andersonville, einer kleinen Stadt in Süd-Georgia. Das dortige Gefangenlager kann man getrost als eine Hölle bezeichnen. Es bestand nämlich nur aus einem von Palisaden umzäunten Platz, an dessen vier Enden Geschütze aufgepflanzt waren. Sonst waren nicht die geringsten Vorkehrungen für die Gefangenen getroffen worden. Ohne Obdach, ohne Zelt, mußten sie die Glut der südlichen Sonne und alle Unbilden des Winters über sich ergehen lassen. Nicht einmal ein Baum war vorhanden, der Schatten spendete. Einige Gefangene gruben sich mit ihren Nägeln Höhlen in die Erde, andere klebten sich Hütten aus Lehm zusammen, wieder andere machten sich aus einem Teil ihrer Kleider kleine Dächer, unter denen sie Schutz suchten. Die meisten saßen verzweifelnd in der Sonne, bis sie starben.

Die Exkremente all der Gefangenen, die nach Tausenden zählten, flossen in einen kleinen Bach, der mitten durch das Lager rann und sie nur höchst unvollständig fortschwemmen konnte. Infolgedessen entwickelten sich höllische Miasmen. Schon von weitem war dies Gefängnis bemerkbar an dem scheußlichen Gestank, der von ihm ausging. Bei Regenwetter verwandelte sich das ganze Lager in einen Sumpf. Die Kleider der Gefangenen faulten ab, neue wurden niemals gereicht.

Im September 1864 lagen 3000 Kranke da, die fieberschauernd, winselnd und stöhnend auf dem nackten Boden hockten; jede Stunde des Tages starben acht Personen. Die Nahrungsmittel, die man diesen Unglücklichen reichte, waren ungenügend und fast immer verdorben; sie bestanden meistens aus verschimmeltem Brot und angefaultem Maultierfleisch. Draußen gingen zahlreiche Posten mit geladenen Gewehren auf und ab,

Digitized by Google

die den Befehl hatten, jeden, der über die Palisaden schaute, sofort niederzuschießen. Trotzdem wagten viele einen Fluchtversuch, da sie lieber sterben als länger solche Leiden erdulden wollten. Über dreihundert wurden dabei erschossen. Eine ganze Anzahl wurde wahnsinnig oder endete durch Selbstmord.

Im ganzen waren etwa 45 000 Gefangene in Andersonville untergebracht, von denen 12 462 starben. Es war daher nur ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit, als der Gefängnisinspektor namens Wirz nach dem Friedenschluß gehenkt wurde.

Der amerikanische Bürgerkrieg war überhaupt einer der blutigsten Kriege, von denen die Weltgeschichte zu berichten weiß. Aber die namenlosen Metzeleien in den Schlachten, die tiefe Erbitterung des Nordens, der nicht eher ruhte, bis der Süden gänzlich menschenarm geworden und zu Boden getreten war, die Hartnäckigkeit, die in dem Kriege trotz aller Kosten, Opfer und Verluste entfaltet wurde, alles dies lernt man verstehen, wenn man auch die Geschichte der Kriegsgefangenen und der Gefängnisse studiert. —zen.

Schauspielerhumor. — Die Künstler des Meininger Hoftheaters gastierten einst in Dresden und fanden auch dort reichen Beifall. Die Dresdener waren bemüht, die Schauspieler während ihres Aufenthaltes möglichst viel in ihre geselligen Kreise zu ziehen.

So erhielt auch der gefeierte B. eine Einladung von einem Herrn, der zwar reich an Gut und Geld war, sich sonst aber nicht über allzuviel Geist beklagen konnte. Der reiche Mann hatte den berühmten und gefeierten Künstler hauptsächlich deshalb zu sich geladen, um mit ihm seinen Gästen gegenüber, die sich hauptsächlich aus Offizieren zusammensetzten, prahlen zu können. Er hoffte, der Künstler würde nach der Tafel etwas zum besten geben.

In dieser Hoffnung sah er sich aber getäuscht, denn der Künstler hatte sich in ein Jagdgespräch mit seinem Nachbar vertieft, während sein Gegenüber, ein Artilleriemajor, Feldzugsgeschichten zum besten gab.

Schließlich gab der Gastgeber ihm ziemlich deutlich zu ver-

Digitized by Google

stehen, daß er doch aus seinem reichen Schatz etwas zur Unterhaltung der Gäste beitragen möchte.

„Sehr gern," erwiderte der Schauspieler, „sobald mein Gegenüber, der Artilleriemajor, alle seine Kanonen abgeschossen haben wird." A. Sch.

Der Krieg und der Koran. — Im Vorstellungskreise der abendländischen Menschheit lebt der Koran wie bei uns die Bibel als das Religionsbuch der Mohammedaner, was insofern nicht ganz richtig ist, als sein Wirkungskreis und die Sphäre seines Einflusses diesen engen Rahmen des Religiösen weit überschreiten. Der Koran ist nicht bloß Evangelium, Sittenkodex und Glaubensfundament, sondern er enthält auch in seinen verschiedenen Abschnitten, die „Suren" genannt werden, eine politische Pflichtenlehre und zahlreiche Stücke der bürgerlichen Gesetzgebung.

Dabei darf man sich diese Vielseitigkeit des Korans aber nicht so vorstellen, daß man alle diese Dinge schön nach Kapiteln, Abschnitten und Paragraphen geordnet in ihm findet, wie wir Europäer dies von unseren öffentlichen Vorschriften her gewohnt sind. Die verschiedenen Wirkungsgebiete und Einflußzonen des Korans sind vielmehr bunt durcheinandergemischt. Er enthält nebeneinander Politisches und Religiöses, Strafrechtliches neben Prophetischem. Seine Vorschriften sind auch sehr selten erschöpfend oder vollständig. Dagegen fehlt es nicht auf der anderen Seite an Wiederholungen. Vieles ist doppelt und dreifach, manches noch viel öfters gesagt und betont — wohl in der Absicht, es den Gläubigen besonders einzuschärfen und als hervorragend wichtig hinzustellen.

So verhält es sich auch mit jenen Angaben des Korans, die sich mit dem Kriege und der Art seiner Führung beschäftigen. Gleich in der 4. Sure findet sich ein Hinweis auf den Heiligen Krieg. Es wird dort im 100. Vers bestimmt, wer am Heiligen Kriege teilzunehmen habe, und die Entscheidung lautet: „Alle außer den Schwachen unter den Männern und den Frauen und den Kindern, die sich nicht helfen können." In der 9. Sure werden alle Gläubigen darauf aufmerksam gemacht, daß es Sünde ist, sich am Heiligen Kriege nicht

Digitized by Google

zu beteiligen und dem Kalifen nicht Gehör zu schenken, wenn er ruft. Es ist hier neuerdings ausgesprochen, daß sich nur die Schwachen und Kranken des Heiligen Krieges enthalten dürfen. Es müssen sich schon zu Mohammeds Zeiten einzelne Stämme um die Verpflichtung des Heiligen Krieges haben drücken wollen, denn der Prophet stößt im 96. Vers derselben Sure gegen die Drückeberger die Drohung aus: „Siehe, sie sind ein Greuel vor dem Herrn, und ihre Herberge ist die Hölle als Lohn für ihr Tun." Mohammed begnügt sich aber nicht, ihnen bloß Unannehmlichkeiten im Jenseits anzukündigen, sondern droht allen auch mit zeitlichen Strafen, die sich nicht am Heiligen Kriege beteiligen. Wenn sie sterben, darf über sie kein Gebet gesprochen werden, an ihren Gräbern darf niemand verweilen, und wenn wieder ein Krieg ausbricht, dürfen diejenigen, die sich einmal ihren Pflichten entzogen haben, nicht mehr an demselben teilnehmen.

Das ist für einen gläubigen Moslem eine harte Strafe, denn der Krieger hat bei Allah eine besondere Ehrung zu erwarten, über die wir in der 4. Sure unterrichtet werden. Dort heißt es: „Allah hat die, welche mit Gut und Blut streiten, im Range über die, welche daheim sitzen, erhöht", und an anderer Stelle wird hinzugefügt: „Allah gibt denen, die in seinem Namen streiten, die höchste Stufe im Himmel."

Diese Bevorzugung der Krieger durch die Gottheit spricht sich natürlich auch in dem Lohne aus, der ihrer harrt, wenn sie das Zeitliche segnen, insbesondere aber wenn sie auf dem Schlachtfeld fallen. So berichtet die 9. Sure: „Bereitet hat Allah für sie Gärten, durcheilt von Bächen; ewig darinnen zu verweilen, das ist die größte Glückseligkeit." In der 47. Sure verspricht der Prophet denen, die in Allahs Namen getötet werden: „Allah wird sie leiten und ihr Herz in Frieden bringen, und einführen wird er sie ins Paradies, das er ihnen zugesagt hat."

Wie es in diesem Paradiese, das den Helden bereitet ist, aussieht, erfahren wir des näheren aus der 52. Sure: „Sieh," heißt es dort, „die Gefallenen kommen in Gärten voll Wonne, genießend, was ihr Herr ihnen gegeben hat, gelehnt auf Polstern

Digitized by Google

in Reihen. Sie werden vermählt mit großäugigen, schlanken, jungen Mädchen." Diese Freuden erfahren in der 76. Sure eine angenehme Ergänzung: „Allah belohnt sie für ihre Standhaftigkeit mit einem Garten und mit Seide. Sie werden auf Hochzeitsthronen sitzen und weder Sonne noch Kälte mehr kennen. Über sie hängen Trauben, und es kreisen unter ihnen Gefäße von Silber und Becher und Flaschen aus Silber. Und sie sollen getränkt werden mit süßem Ingwer. Und wenn du hinsiehst, dann siehst du nur Wonne und ein großes Reich. Angetan sind sie mit Kleidern aus grüner Seide und aus Brokat, und geschmückt sind sie mit silbernen Spangen."

In der 44. Sure kommt der Prophet nochmals auf die Drückeberger und auf die Feigen zurück und stellt ihnen die Hölle in Aussicht, die er so beschreibt: „Der Baum Sakum ist die Speise der Sünder und Feigen. Wie heißes Öl wird es kochen in ihren Bäuchen, und siedendes Wasser wird über ihre Häupter gegossen werden."

Jeder Türke weiß also, was ihm bevorsteht. Auch an die Fliehenden denkt der Prophet. Er bedroht sie also: „Wer in der Schlacht den Rücken kehrt, außer er tut es, um sich einem anderen Trupp anzuschließen, hat sich den Zorn Allahs zugezogen, und seine Herberge ist die Hölle, und schlimm ist die Fahrt dorthin." Die Kriegsbeute findet sich im Koran ebenfalls in Erwägung gezogen. Bezüglich derselben bestimmt Mohammed in der 8. Sure: „Und wisset, wenn ihr etwas erbeutet, so gehört der fünfte Teil davon Allah und dem Gesandten und seinen Verwandten. Und Allah wacht über alle Dinge."

Bemerkenswert ist, daß die frommen Türken annehmen, daß sie im Kampfe durch himmlische Hilfskräfte unterstützt werden, die an ihrer Seite unsichtbar streiten. Die 9. Sure sagt in ihrem 26. Vers darüber: „Alsdann sandte Allah seine Gegenwart und seine Heerscharen, die ihr nicht sahet, und strafte die Ungläubigen." Auch in einem späteren Verse ist von diesen unsichtbaren Streitern die Rede, die die Ungläubigen bekämpfen und das Wort Allah erhöhen. Zerstreut finden sich auch Anweisungen über Einzelheiten im Kampfe. Die meisten sind in der umfangreichen 4. Sure enthalten. Der 103. Vers gibt die

Digitized by Google

Anleitung, wie in der Schlacht gebetet werden soll. „Wenn ihr das Gebet verrichtet, so soll ein Teil stehen und seine Waffen ergreifen. Und wenn er sich niedergeworfen hat, so soll eine andere Abteilung kommen, die noch nicht gebetet hat, und soll beten, doch soll sie auf ihrer Hut sein und ihre Waffen ergreifen. Die Ungläubigen hätten es gerne, wenn ihr eure Waffen außer acht lasset, um euch dann zu überfallen."

An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ihr durch das Land gegen den Feind zieht, so begeht ihr keine Sünde, wenn ihr das Gebet abkürzt." Hier findet sich auch die Erklärung, wann der türkische Soldat die Waffen aus der Hand legen darf: „Wenn euch der Regen Schaden zufügt, oder wenn ihr krank seid, könnt ihr die Waffen aus der Hand legen." Diese Bestimmung wird wohl gegenwärtig außer Kraft gesetzt werden müssen. Jetzt muß auch im Regen gekämpft werden.

In der 8. Sure empfängt der Kämpfer die Versicherung, daß „hundert Standhafte tausend Feinde überwinden werden".

Für die gegenwärtigen, politischen Verhältnisse mag der 73. Vers der 8. Sure nicht ohne Bedeutung sein. Es wird dort erklärt, daß der Heilige Krieg gegen ein Volk, „zwischen dem und euch ein Bündnis besteht", nicht geführt werden kann, wenn die Bestimmungen des Bündnisses von diesem Volke eingehalten werden. Da zwischen Italien und der Türkei seit dem Frieden nach dem libyschen Kriege ein Bündnis besteht, kann der Sultan kraft dieser Gesetzesstelle die italienischen Provinzen in Afrika, wo Muselmanen ansässig sind, vom Heiligen Kriege ausnehmen.

Sehr wichtig für den Mut des türkischen Soldaten im Kriege ist sein religiöser Fatalismus. Der Koran hält dem türkischen Soldaten an mehreren Stellen vor Augen, daß sein Schicksal bestimmt ist und er nichts dagegen oder dafür tun kann. „Nimmer trifft uns ein anderes, als was Allah uns bestimmt hat", lehrt eine Sure.

Schließlich mag nicht unerwähnt gelassen bleiben, daß die Türken während der vier heiligen Monate keinen Krieg führen sollen. Diese vier Monate sind Oktober, November, Dezember und Januar. Die betreffende Koranstelle, deren Gültigkeit

Digitized by Google

auch nicht mehr festzustehen scheint, lautet: „Sind die heiligen Monate verflossen, so erschlagt die Ungläubigen, wo ihr sie findet, und packt sie und belagert sie und lauert ihnen auf in jedem Hinterhalte.“ Alois Ulreich.

Ein „kriegerisches“ Pfingstfest. — Zu den eigenartigsten Pfingstbräuchen, die noch auf dem Lande eingehalten werden, gehört zweifellos das Kinderfest, das regelmäßig an einem der Pfingstfeiertage zu Molschleben bei Gotha gefeiert wird. Dieses Fest soll ein Erinnerungsfest sein und aus der furchtbaren Zeit des Dreißigjährigen Krieges herstammen.

Im Jahre 1642 oder 1644, so erzählt die Überlieferung, belagerte ein feindlicher General das arme Dorf, das schon durch Einquartierungen, Erpressungen und Gewalttätigkeiten aller Art so schwer gelitten hatte, daß die Einwohner kaum ein Stück Vieh mehr im Stalle hatten. Der harte General bedrohte und höhnte die armen Leute nun auf folgende Weise: Er schwor, ihren Ort dem Erdboden gleich zu machen, wenn sie ihm nicht 200 Stück „Buntschecken“, das heißt gescheckte Pferde, liefern würden. Auch stellte er die Bedingung, daß sämtliche Tiere von derselben Mutterstute stammen müßten. In ihrer Verzweiflung kam den Molschlebenern aber zur rechten Zeit noch ein rettender Gedanke. Auch die geringelten, infolgedessen hell- und dunkelfarbigen Weidenstäbe, die ihre Kinder zu Steckenpferden benützten, nannte man ja „Buntschecken“. Davon waren 200 Stück nicht schwer zu beschaffen. Von einem einzigen Weidenbaum schnitt man die gewünschte Anzahl ab, machte sie fein säuberlich zurecht und ließ darauf die kleinen Knaben hinreiten nach dem Lager des Generals.

Bei ihrem Anblick und bei der Bitte der Kinder schmolz das Herz des harten Kriegsmannes, so daß er versprach, ihr Heimatdorf gnädiglich zu verschonen. Zum Gedächtnis dieses Tages soll nun der damalige Besitzer des Gutes von Molschleben das Kinderfest gestiftet haben, an dem sich die Jugend des Ortes noch heute zu Pfingsten ergötzt.

Bei diesem Kinderfest ziehen die Knaben unter der Führung der Ortsmusik durch das Dorf, das reich mit Maiengrün geschmückt ist. Die kleineren Knaben sind alle „beritten“, und zwar

Digitized by Google

sind es jene berühmten „Buntschecken", geringelte Weidenruten, die ihnen als Steckenpferde dienen. Die älteren Kameraden sind wohlbewehrt mit Helmen und Spießen und sonstigen Waffen. Die bunte Schar, der viele Fähnlein fröhlich voranwehen, beehrt mit ihrem Besuche alle Gemeindespitzen, sie zieht vor das Pfarrhaus, das Schulhaus, das Schulzenhaus und bringt auf deren Bewohner ein schmeichelhaftes „Hoch" aus, das durch Kuchenspenden dankbar belohnt wird. Auch die Mühle, die einst zum Gute gehörte, wird nach altem Brauche mit berücksichtigt.

Das Endziel des Umzuges aber ist das Backhaus, wo Kuchen in gehöriger Menge in Empfang genommen wird, und wo man die „Buntschecken" zerschlägt oder sie dem Bäcker abliefert. Ein fröhlicher Kindertanz beschließt das heitere Fest, das an ernste Kriegszeit erinnert. v. J.

Die letzte Ehre. — Trotz der Erbitterung, die der gegenwärtige Krieg entfacht hat, ist doch der versöhnende Brauch beibehalten worden, feindlichen Offizieren, die in der Gefangenschaft sterben, in der hergebrachten militärischen Form die letzte Ehre zu erweisen. So wurde ein deutscher Offizier in Belfort mit militärischem Gepränge bestattet, und auch die Engländer haben dem Fregattenkapitän Erdmann, dem Kommandanten des „Blücher", der an einer Lungenentzündung in Edinburgh Castle starb, ein würdiges Leichenbegängnis zuteil werden lassen.

In gleich stimmungsvoller Weise verlief unlängst in Torgau das Begräbnis eines kriegsgefangenen französischen Majors. Deutsche Soldaten trugen, wie unser Bild auf Seite 225 zeigt, den Sarg zu Grabe und begleiteten das Trauergefolge. Gefangene französische Offiziere gaben dem verstorbenen Kameraden die letzte Ehre. Unter ihnen befand sich auch der General Fournier, der ehemalige Kommandant der französischen Festung Maubeuge. Ihm zur Seite schritt der Kommandant des Torgauer Gefangenlagers. Th. S

Die angemessene Bestrafung. — Bei den Unruhen in Polen, vor der Teilung dieses Wahlkönigreichs im Jahre 1772, hatte Friedrich der Große zur Sicherheit seiner Grenzen bestimmte

Digitized by Google

Beisetzung eines französischen Majors in Torgau.

Digitized by Google

Gebiete besetzen lassen. Die Truppenführer waren ausdrücklich angewiesen worden, nur etwaigen Verletzungen des preußischen Gebietes kräftig zu begegnen, dagegen aber die polnische Grenze auf das strengste zu meiden.

Bei einem preußischen Husarenregiment stand als Soldat ein Pole, nicht weit von seinem Geburtsorte, in dem seine Mutter noch lebte. Es war ganz natürlich, daß er unter diesen Verhältnissen mit dieser in beständigem Verkehr stand. Sie war eine hochbejahrte Frau, die sich durch diesen Verkehr den Haß ihrer Nachbarn zuzog, die sie nun als Spionin und Verräterin verschrien. Der Fanatismus erhitzte die Gemüter immer mehr, die alte Frau wurde festgenommen und sollte gehängt werden. Der Sohn, der das erfahren hatte, eilte zu seinem Obersten, einem Herrn v. Kanitz, und bat um die Erlaubnis, nach dem Wohnorte der Mutter gehen und einen Versuch machen zu dürfen, sie von einem so schaudervollen Tode zu retten.

„Mein Sohn," erwiderte der Oberst, „das wird dir nicht gelingen. Du gibst dich nur selbst preis und setzest wohl gar dein Leben aufs Spiel. Dazu kann ich dir die Erlaubnis nicht geben. Auf diese Weise kannst du deine Mutter nicht retten. Aber beruhige dich. Ich werde Rat schaffen. Geh nur und laß dir's nicht einfallen, etwas ohne meine Erlaubnis und eigenmächtig zu tun."

Der Soldat entfernte sich gehorsam, und der Oberst zog Nachrichten über den Tag der Hinrichtung ein. Davon unterrichtet, ließ er eine Abteilung Husaren aufsitzen, stellte sich an ihre Spitze und kam im gestreckten Galopp in demselben Augenblicke an, als die vermeintliche Spionin die verhängnisvolle Leiter besteigen sollte. Er sprengte mit seiner Mannschaft den Volkshaufen auseinander, befreite die alte Frau und brachte sie über die Grenze in Sicherheit.

In Polen wurde nun über eine solche Verletzung der Grenze großes Geschrei erhoben; man beschwerte sich darüber bei Friedrich dem Großen und verlangte eine angemessene Genugtuung.

Nachdem sich der König von dem wahren Zusammenhange des Vorfalles unterrichtet hatte, erließ er eine Kabinettsorder an den Obersten, in der er ihm sein eigenmächtiges Verfahren

Digitized by Google

verwies und es rügte, daß er gegen den ihm erteilten Befehl sich vergangen habe. Dann schloß er mit den Worten: „In dieser Hinsicht habt Ihr Euch tadelnswert benommen und verdient strenge Ahndung. Ihr habt nächsten Sonntag von Mitternacht bis Montag morgens sechs Uhr Stubenarrest."

Den beschwerdeführenden Polen wurde die Antwort, daß der Oberst für seine Verletzung der Grenze und sein eigenmächtiges Verfahren eine angemessene Bestrafung erhalten habe. A. Schn.

Ursprung des österreichischen Doppeladlers. — Das alte deutsche Reichswappen oder besser gesagt das Wappen der ehemaligen deutschen Könige und römischen Kaiser deutscher Nation seit Karl dem Großen war nicht der zweiköpfige, sondern ein einköpfiger, nach rechts sehender schwarzer Adler auf goldenem Grunde, wie ihn noch alte Abbildungen auf Münzen und Siegeln zeigen. Unter Kaiser Sigismund, der im Jahre 1411 zum deutschen König gewählt worden war, dann 1431 die römische Königskrone und erst 1433 die deutsche Kaiserkrone erworben hatte, brach sich nun die Ansicht Bahn, daß dem „römischen Kaiser deutscher Nation", wie der wenig schöne Titel der deutschen Kaiser lautete, ein anderes Wappen gebühre, als nur in seiner Eigenschaft als von den deutschen Kurfürsten gewähltem deutschen König.

Nach langem Hin und Her glaubte man diese weltbewegende Frage am besten dadurch zu lösen, daß das Wappen der Kaiser infolge ihrer Doppelwürde als deutsche Könige und römische Kaiser den bisherigen Adler doppelt enthalten solle. Die Zusammenstellung zweier derartiger Adler auf einem Wappenschilde begegnete aber allerhand heraldischen Schwierigkeiten, so daß man sich endlich entschloß, den Doppeladler in der Weise zu bilden, daß man die zwei einzelnen Adler halbierte und je eine der auf diese Weise entstandenen rechten und linken Hälften, je mit einem nach der entsprechenden Seite hinsehenden Kopfe versehen, zusammensetzte.

Auf diese Weise entstand der schwarze Doppeladler im goldenen Felde, den die deutschen Kaiser, aber nur für ihre Würde als solche, auf den Feldzeichen, Bannern usw. führten; für

Digitized by Google

ihre Eigenschaft als deutsche Könige, also für das Inland, blieb jedoch immer noch der alte einköpfige Adler im Gebrauch, bis dieser später durch die Habsburger, bei denen bekanntlich die Kaiserkrone seit Friedrich III. erblich verblieb, schließlich ganz verdrängt wurde.

Nach dem Untergang des ehemaligen deutschen Reiches wurde dann auch durch dessen letzten Kaiser Franz II., nachdem dieser bereits 1804 seine Erblande zum Kaisertum Österreich vereinigt hatte, der Doppeladler, der später noch Schwert, Zepter und Reichsapfel erhalten hat, auf Österreich übertragen.

Der russische Doppeladler ist auf orientalische Vorbilder zurückzuführen, wie solche schon früh im oströmischen Reiche auf Stickereien und Dekorationen vorkamen. A. M.

Merkwürdiger Selbstmord. — Der Kapitän eines der 1809 in Mailand stehenden französischen Regimenter ließ eines Tages seine Kompanie in den Scheibenständen antreten, um den Leuten eindringlich einzuschärfen, daß blinder Gehorsam des Soldaten erste und heiligste Pflicht sei, möge der Vorgesetzte befehlen, was er immer wolle, denn auf ihm laste ja auch alle Verantwortung. Den äußeren Anlaß zu diesem Appell an die Manneszucht gaben einige Fälle von Meuterei, die kurz vorher im Regimente vorgekommen waren.

Am nächsten Morgen ließ er seine Leute scharf laden, exerzierte eine Weile und zuletzt ließ er sie gegen sich selbst anstürmen. Als die Kompanie bis auf wenige Schritte herangekommen war, befahl er plötzlich mit lauter Stimme: „Bataillon halt! Legt an! Feuer!“ und stürzte, von vielen Kugeln getroffen, tot zusammen.

Aus den nachgelassenen Papieren des Erschossenen, dessen Selbsthinrichtung in der ganzen Welt das größte Aufsehen hervorrief, ersah man, daß der Unglückliche sich auf diese Art den Soldatentod gewählt hatte, weil er das Kreuz der Ehrenlegion, das er längst verdient zu haben glaubte, bei der letzten Verleihung wieder nicht erhalten hatte.

Das Erschütternde dieses Offizierdramas wurde noch dadurch erhöht, daß am Begräbnistag des eigenartigen Selbstmörders die Nachricht von seiner Ernennung zum Ritter der Ehren-

Digitized by Google

legion und seiner Beförderung zum Bataillonskommandeur eintraf. W. F.

Ein englischer Stützpunkt. — Außer Calais haben die Engländer Dünkirchen, das nach dem neuen Angriff auf Ypern von den deutschen Geschützen unter Feuer genommen worden ist, so vollständig mit Beschlag belegt, daß es heute mehr einer englischen als einer französischen Stadt gleicht. Ist doch die englische Heeresleitung der Meinung, daß die Deutschen von hier aus mit weittragenden Geschützen eine Beschießung einleiten oder sogar den Übergang auf den englischen Boden wagen könnten.

Dünkirchen ist Kriegsplatz erster Klasse und Arrondissementshauptstadt des Departements Nord. Es verdankt seinen lebhaften Handel nicht nur seiner Lage am Ärmelkanal, sondern ebensosehr dem Umstand, daß sich bei ihm eine Reihe von Binnenlandkanälen vereinigt. Seine Einwohnerschaft beläuft sich auf rund 40 000 Seelen. Der Hafen (siehe das Bild auf Seite 230), dem eine durch Sandbänke geschützte Reede vorgelagert ist, weist eine 130 Meter breite Einfahrt auf. Daran schließt sich ein Vorhafen, der durch Schleusen mit den Hafenbassins verbunden ist. Leuchtschiffe und ein Leuchtturm erleichtern bei Nacht die Einfahrt. Die Kaie haben eine Länge von 8 Kilometer und sind mit Schienensträngen und Kranen versehen. Zur Erschwerung einer Belagerung von der Landseite aus ist die Einrichtung getroffen, daß die Umgebung bis Bergues hin $1^1/_2$ Meter hoch überschwemmt werden kann.

Hervorragende Bauwerke sind die Kirche Saint-Eloi, die aus dem 16. Jahrhundert stammt und einen 90 Meter hohen Turm mit Glockenspiel besitzt, das im 17. Jahrhundert erbaute Rathaus und die Kapelle Notre-Dame-des-Dunes, die 1405 gegründet wurde und als Wallfahrtsort viel besucht wird.

Dünkirchen ist vor der jetzigen Beschießung bereits von deutschen Flugzeugen und Luftschiffen erfolgreich mit Bomben beworfen worden. Th. S.

Zu viel verlangt. — Bei allen Erstaufführungen, die die Stücke des Dichters Scribe erlebten, konnte man immer im ersten Range des betreffenden Pariser Theaters einen hochelegant gekleideten Herrn namens Fournier bewundern, den

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin.

Dünkirchen mit dem Hafen.

Digitized by Google

jeder mit den Verhältnissen Unbekannte ohne weiteres für eine hochgestellte Persönlichkeit gehalten hätte, so selbstbewußt und überlegen trat er auf. In Wirklichkeit war dieser Mann nur ein kleiner Beamter des Unterrichtsministeriums. Aber er war bei diesen Erstaufführungen in einer besonderen Sendung, einem Amte, das ihm der Dichter übertragen hatte. Er war „agent de foyer" des Herrn Scribe, wenn man es so bezeichnen will, eine besondere Art von Claqueur, wie sie wohl einzig dastehen dürfte.

Scribe war ein Theater- und Publikumskenner durch und durch und wußte, daß der Erfolg seiner Stücke selbst von der bestabgerichteten Claque nicht „gemacht" werden konnte, sondern — von den Gesprächen im Foyer. Dort pflegten sich nach jedem Aktschluß die Zuschauer zu versammeln, Gruppen zu bilden und über das Gesehene und Gehörte ihre Meinungen auszutauschen. Herrn Fourniers erst nach der Wendung der Dinge, die hier erzählt werden soll, bekannt gewordene Aufgabe bestand nun darin, im Foyer von Gruppe zu Gruppe zu gehen und Stimmung für das Stück zu machen, Einwendungen gegen dasselbe zu widerlegen und die lauen Lobredner zu entflammen.

Fournier besaß die Fähigkeit, gut zu sprechen und zu Begeisterung anzuregen, und Scribe hatte es oft nur seinen Bemühungen zu verdanken, wenn die Stimmung des Foyers zu des Stückes Gunsten umschlug. Natürlich tat Fournier das alles nicht etwa aus Freundschaft für Scribe, sondern er bezog von dem Autor dafür ein Einkommen, das jenes aus seinem ministeriellen Amte erheblich überstieg.

Eines Tages aber verlief das Geschäft des Herrn Fournier im Foyer sehr unerwartet. Ein älterer sehr reizbarer Oberst sprach sich entrüstet über die Schlüpfrigkeit des Scribeschen Stückes aus, Fournier widersprach lebhaft, der Oberst wurde wütend und überreichte dem „agent de foyer" seine Visitenkarte, die dieser anzunehmen genötigt war, wollte er sich nicht vor dem Publikum, das ihn umstand, unsterblich blamieren.

Fournier eilte nun in die Loge Scribes, der ihn sehr verwundert über sein verstörtes Aussehen mit den Worten empfing: „Was haben Sie denn? Es geht doch alles gut!"

Digitized by Google

„Nun ja," erwiderte Fournier, „aber ich soll mich des Stückes halber duellieren!"

„Prächtig! Ausgezeichnet!" rief Scribe vergnügt aus.

Fournier blickte ihn verblüfft an. „Wieso?" fragte er. „Der Oberst schickt mir morgen seine Zeugen!"

„Aber das ist ja wunderbar! Sie müssen sich natürlich schlagen! Einen besseren Dienst können Sie mir und dem Stück ja gar nicht leisten!"

„Ich — ich soll mich —"

„Gewiß! Bedenken Sie doch: dem Stück ist ja der glänzendste Erfolg sicher, wenn ein Duell seinetwegen stattfindet. Ich will sofort eine Notiz in die Journale —"

„Erlauben Sie," fiel Fournier aufgeregt ein, „wenn ich nun falle!"

„Das wäre noch besser! Dann erlebte das Stück mindestens dreihundert Vorstellungen mehr!"

„Ist das Ihr Ernst?"

„Aber gewiß! Das müssen Sie doch selbst einsehen!"

Fournier sagte kein Wort weiter, sondern verließ die Loge. Am nächsten Tage leistete er vor zahlreichen Zeugen, worunter sich auch mehrere Journalisten befanden, dem Obersten feierlich Abbitte und fügte die Erklärung hinzu, daß er die Wahrheit von dessen Behauptungen jetzt ebenfalls überzeugend empfinde.

Natürlich kam das in die Zeitungen und „Une chaîne à rompre" — so hieß das in Rede stehende Stück — verschwand schon wenige Tage später vom Spielplan. O. Th. St.

Gedenket der durstenden Vögel! — Im Winter ergeht durch die Zeitungen regelmäßig der Ruf: „Gedenket der hungernden Vögel!" Gewiß ist es verdienstlich, die gefiederte Welt, wenn der Boden gefroren und verschneit ist, mit Futter zu versehen und ihr auf diese Weise die Überwindung der winterlichen Unbilden zu erleichtern, aber ebenso notwendig ist es vielfach, was gänzlich außer acht gelassen wird, die Kleinvögel in der warmen Jahreszeit, wenn ihnen Nahrung reichlich zu Gebote steht, mit Wasser zu versorgen.

Durch die Ausdehnung des landwirtschaftlichen Betriebes

Digitized by Google

sind auf dem flachen Lande zahlreiche Wasseransammlungen trockengelegt worden, und durch die Abwässer der Fabriken werden Bäche und Flüsse mit chemischen Stoffen beladen, so daß deren Wasser für die Vögel unbrauchbar wird. In besonders hohem Maße macht sich aber der Wassermangel geltend in den Villengärten und der näheren Umgebung der Städte. Hier sind die Vögel häufig auf die spärlichen Wasseransammlungen angewiesen, die in den Dachrinnen zurückbleiben. Aber dieses Wasser fängt den Ruß der Schornsteine auf, wird mit schwefliger Säure versetzt und bringt damit den Vögeln, die von ihm trinken, statt Erquickung Krankheit und Tod.

Namentlich leiden unter der Wassernot die jungen Vögel. Ihre Flugkraft ist noch gering, so daß sie weitere Streifzüge nicht unternehmen können, und der Mangel an Erfahrung läßt sie es versuchen, ihren Durst an Orten zu stillen, wo auf sie das Verderben lauert. Im Frühling und Sommer kann man des öfteren junge Vögel in Wasserbecken mit hohen, glatten Wänden ertrunken auffinden. Vom Durst gequält, machen die auf dem Rand sitzenden Tierchen immer von neuem den Versuch, sich auf die tiefstehende Wasserfläche herabzubeugen. Schließlich verlieren sie das Gleichgewicht, stürzen und ertrinken.

Und doch kann der Wassernot der Vögel sehr leicht abgeholfen werden. Wer einen Garten besitzt, braucht nur an einigen Stellen unter schattigem Strauchwerk ein paar Untersätze von Blumentöpfen hinzusetzen, die von Zeit zu Zeit nachgefüllt werden. Ein solcher Wasservorrat genügt für zahlreiche Vögel und bietet ihnen zugleich Gelegenheit zum Baden. Aber auch auf Balkonen in der Nähe von Gärten ist die Aufstellung von Wassernäpfen empfehlenswert. Die Vögel finden sie sehr bald auf. Welche Wohltat man ihnen damit erweist, wird man in kurzem aus der Häufigkeit und Regelmäßigkeit ihres Besuches erkennen.

Dort, wo im Garten ein Springbrunnen mit einem Wasserbecken oder eine Anlage zum Wasserschöpfen vorhanden ist, ist keineswegs immer für den Wasserbedarf der Vögel gesorgt. Wie schon angedeutet, sind die Wände der Becken vielfach so hoch und glatt, daß die Vögel zu dem niedrigen Wasserspiegel

Digitized by Google

nicht gelangen können. Sie sehen das unentbehrliche Naß vor sich, umflattern es, versuchen vergeblich an dem steilen oder abschüssigen Rand hinabzuklettern, können aber das Wasser nicht erreichen und empfinden so doppelte Qualen.

Hier kann man ihnen auf noch einfachere Weise zu Hilfe kommen. Man braucht nur in das Wasserbecken ein vielleicht fußlanges und etwa armstarkes Holzstück zu legen. Auf dieses schwimmende Holzstück, bei dem nun der Wasserstand nicht mehr mitspricht, da es stets an der Oberfläche liegt und aus dem Wasser hervorragt, setzen sich die Vögel und vermögen dann ungefährdet jederzeit nach Belieben zu trinken. Ein derartiges Holzstück trägt auch größere Vögel, wie Amseln, völlig ausreichend. Th. S.

Deutsche und Franzosen in Albions Augen. — Die Wertschätzung, deren Franzosen und Deutsche sich bei den Engländern erfreuen, kommt mit erfrischender Offenherzigkeit immer wieder in den Spalten ihrer Familienblätter zum Ausdruck — nicht etwa erst in der jetzigen Kriegszeit, sondern stets. Als eine kleine Probe davon diene folgende Abhandlung, die sich im Jahrgang 1884 der „Tit-Bits" breitmachte, und der Gegensatz, in dem manche hier geäußerten Gedanken zu den jetzt die englischen Blätter füllenden stehen, wirkt sehr belustigend.

Unter dem Titel „Französische und deutsche Eitelkeit" spricht sich ein im Auslande lebender Engländer folgendermaßen aus: Ich kam mit einem norddeutschen Herrn in ein Gespräch über die Verstimmung, die gerade zwischen seinem Vaterlande und Rußland herrschte und dicht daran war, in Feindseligkeiten auszubrechen. Er versicherte mir, die Schuld läge ganz auf Rußlands Seite. „Wir haben ja gar nichts gegen die Russen und wollen auch nichts von ihnen. Sie aber sind wütend auf uns, und das ist leicht erklärt: sie können ohne uns nicht fertig werden. Überall haben sie unsere Leute nötig, und doch fällt es ihnen schwer, die Überlegenheit des deutschen Geistes anzuerkennen."

Ich erwiderte, diese Überlegenheit sei doch aber offenbar genug.

Darauf zog er die Schultern in die Höhe und stieß einen schnaubenden Laut aus, der so deutlich, wie Worte es sonst nur

Digitized by Google

können, den Gedanken ausdrückte: „Solch einen Narren gibt's ja gar nicht, der das bezweifelte."

Darauf sagte ich: „In Philosophie, Wissenschaften und Musik schreitet Deutschland an der Spitze des Menschengeschlechts."

Er ergänzte: „Auch in der Kriegskunst."

Ich war nun einmal im Zuge und deutete an: „Außerdem sind die Deutschen die angenehmsten Gesellschafter."

„Ganz gewiß," pflichtete er mir bei.

„Und," fuhr ich fort, „was soviel dazu beiträgt, ihre Unterhaltung anziehend zu machen, das ist ihr feiner Witz und ihr scharfer Sinn für Ironie."

Ich gestehe, als mir diese Worte entfuhren, da schämte ich mich. Das hättest du nicht sagen dürfen, hieß es in mir, das war zu weit gegangen. Hätte er mich nicht so herausgefordert, so hätte ich es auch nicht gesagt. Aber es lag kein Grund vor, mich zu beunruhigen. Als ich mich endlich soweit gefaßt hatte, um die Augen von meinem Teller zu erheben, da lächelte mich mein Nachbar strahlend an.

„Was Sie da sagen, ist vollkommen wahr," meinte er gütig. „Aber — können Sie sich's denken? — Sie sind der erste Ausländer, von dem ich das gehört habe. Die Franzosen und andere oberflächliche Beobachter erklären die Deutschen für eine witzlose Rasse von langsamer Auffassung!"

„Nun, ich muß sagen, wie einer umhin kann, eine dermaßen harmlos selbstgefällige Nation nicht gern zu haben, das begreife ich nicht. Ich weiß wohl, die Preußen werden für anmaßend gehalten. Aber ich meine, das werden sie erst, wenn man sie reizt und geringschätzig behandelt. Wozu sollte man das aber tun?

Ganz anders berührt es mich, wenn Viktor Hugo predigt, daß Frankreich die Herrscherin unter den Völkern sei, und uns auffordert, das Licht anzubeten, das von der heiligen Stadt Paris ausgeströmt wird. Dieser Schwulst wirkt zu übertrieben, um aufrichtig sein zu können. Er ruft nur den Widerspruch heraus. Die französische Eitelkeit ist nicht belustigend — und Viktor Hugo, ob er sich zur Höhe schwingt oder im Staube kriecht, ist stets wesentlich französisch. Es ist die Art von Eitelkeit, die

Digitized by Google

zu beobachten peinlich berührt, und die jeden erniedrigt, der sich ihr überläßt. In der behaglichen norddeutschen Selbstzufriedenheit liegt ein kindliches Etwas, das weder aufdringlich noch würdelos ist, wenn es auch gelegentlich ein Lächeln entlockt. Es erobert dennoch unsere Zuneigung — vielleicht, weil John Bull die Empfindungen, die diese Deutschen beherrscht, selber nicht ganz fremd sind!"

Mögen die Herren Franzosen aus diesen Bekenntnissen ersehen, welch freundnachbarliche Wertschätzung sie bei ihrem Bundesgenossen finden! C. D.

Weshalb Bismarck fast immer Uniform trug. — Das deutsche Volk kann sich den Fürsten Bismarck gar nicht anders als in der Uniform der Halberstädter Kürassiere vorstellen, die Bismarck, solange er im Amte war, ständig zu tragen pflegte.

Einst fragte ihn der bekannte Maler Franz v. Lenbach, weshalb er dies denn tue, er sei doch erhaben über solche Äußerlichkeiten.

„Ja," erwiderte Bismarck, „Sie mögen schon recht haben, aber mir ist die Uniform bequem, denn ich brauche da nicht so oft mit den Anzügen zu wechseln, und dann hätte ich bei meinem alten Kaiser in Zivil auch nicht die Hälfte von dem durchgesetzt, was ich in Uniform erreicht habe." —zen.

Heilwirkung seelischer Einflüsse in der häuslichen Krankenpflege. — Die tägliche Erfahrung beweist, daß schwere Sorgen, Kummer und andere niederdrückende Gemütserregungen bei längerer Dauer Krankheiten hervorrufen und die Genesung verzögern oder sogar unmöglich machen. Ein heiteres, zuversichtliches Gemüt ist von ausgezeichneter Heilwirkung. Man suche deshalb von dem Kranken alle traurigen, bekümmernden Gemütseindrücke möglichst fernzuhalten, trachte vielmehr danach, ihn je nach seinen persönlichen Neigungen zu zerstreuen und zu erheitern. Ein herzliches, teilnehmendes Wort, ein freundlich tröstender Zuspruch, eine liebevolle Aufmerksamkeit verfehlen nie ihre Wirkung und tragen unter Umständen mehr zur Genesung bei als alle Arzneimittel der Welt. Einmal die Hand auf die heiße Stirn legen, einen frohen, zuversichtlichen Blick senden, wie ihn das Herz vorschreibt, das hilft meist mehr

Digitized by Google

als viele laute Worte. Die Berührung der helfenden Hand kann sein wie das Wirken eines beruhigenden und zugleich belebenden Fluidums, unter dessen geheimnisvollem Einfluß die Lebensströme sich in Schwingung versetzen.

Gemüt und Seele des Kranken dürfen nicht Hunger leiden. Abwechslung ist auch für die geistige Nahrung ein Haupterfordernis; man vermeide aber jede Anstrengung. Das gilt namentlich vom Lesestoff; der Inhalt soll leicht verständlich und erfreulich sein und darf keine hohen Aufgaben an die Geistestätigkeit des Kranken stellen; natürlich wird man stets auf seine Geschmacksrichtung und die Bildung Rücksicht nehmen. Geeignet erscheinen besonders: Geschichtswerke, Lebensbeschreibungen, Forschungsreisen, leichte humoristische Novellen, aber kein seichter Humor, keine Kriminalgeschichten. Dazu kommen noch die Tageszeitungen und Zeitschriften, die durch ihren mannigfachen Inhalt den abwechslungsreichsten Lesestoff bilden und deshalb am wenigsten ermüden. Das Vorlesen haben fast alle Patienten sehr gern. Dabei ist folgendes zu beachten: man lese deutlich, aber nicht zu laut, ausdrucksvoll und langsam, nicht eintönig oder leiernd und — nicht zu lange, dafür lieber öfter. Abends, wenn der Kranke noch nicht schlafen kann, ist es am besten, er liegt, geschützt durch einen Lampenschirm, im Halbdunkel und läßt sich etwas vorlesen oder er unterhält sich mit den Seinigen, die sich ihm dann stets trotz etwaiger eigener Müdigkeit in williger und aufmerksamer Hingabe widmen mögen.

Ein edler Trost- und Freudenspender für den Kranken ist die Musik. Bei den verwundeten Kriegern der ältesten Völker suchte man durch Lieder, Musik und Tanz die Sinne zu erheitern, den Geist von den quälenden Schmerzgefühlen der brennenden Wunde abzulenken. Die Vorträge seien abwechslungsreich, aber kurz und geistig nicht anstrengend; daher nehme man leichte Stücke, jedoch keine seichten.

Ein wirksames Mittel, um Kranke zu erfreuen, ihre Stimmung zu verbessern und dadurch ihre Genesung zu fördern, besteht darin, daß man ihnen Blumen als Gruß von der Außenwelt ins Zimmer stellt. Aber die Blumen dürfen nicht stark riechen. Ein einfacher Veilchen- oder Vergißmeinnichtstrauß,

Digitized by Google

ebenso Feldblumen, sind besonders geeignet. Manchem behagt namentlich auch der balsamische harzige Nadelduft von Tannenzweigen, der den Lungen Appetit macht zu tiefem Atmen. Täglich muß man die Vase reinigen und das Wasser erneuern, damit es nicht trübe wird und die Luft verschlechtert. Besondere gesundheitliche Vorteile bieten Topfpflanzen auf dem Fensterbrett, wo sie der Patient, wenn sein Blick sehnsüchtig sich ins Freie richtet, mit Freuden wahrnimmt. Die Blattpflanzen und schnellwachsenden Schlinggewächse führen der Luft erfrischenden Sauerstoff zu und erhalten sie bei der winterlichen Heizung angenehm feucht. Auch einige blühende Pflanzen mögen das Fensterbrett zieren. Wenn Kranke lange Zeit ans Zimmer gefesselt sind, freuen sie sich über jede neu hervorbrechende Knospe und Blüte. Und können sie aufstehen und selbst sich an der Pflege der Blumen beteiligen, so finden sie darin eine wohltätig anregende und zerstreuende Beschäftigung. Dr. Th.

Eintragung eines französischen Kriegsgefangenen. — Während des Winters 1870/71 war in Kösen und Naumburg eine große Anzahl französischer Offiziere interniert. Ihre Spaziergänge führten sie oft auf die nahe gelegene Rudelsburg. In das dort ausliegende Fremdenbuch haben einige sich nicht enthalten können ihre Namen und oft auch Betrachtungen einzutragen. Unter anderem findet sich folgendes Dankeswort für die Aufnahme in Deutschland: „Ihr habt uns unsere Gefangenschaft leicht gemacht, seid dafür bedankt, ihr Deutschen. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als euer schönes, reizendes Saaletal als Freund wiederzusehen. Ich wünschte gern, daß der Friede gut und dauernd sei, doch wage ich es kaum zu hoffen." A. Sch.

Heiratsbegünstigungen nach Kriegen. — Zu allen Zeiten haben die Staatsmänner an der Ansicht festgehalten, daß je bevölkerter das Land, desto größer auch sein Reichtum sein müsse, und seit jeher hat die Gesetzgebung demzufolge das Heiraten namentlich nach „männermordenden Kriegen" auf mannigfache Weise begünstigt.

Das altjüdische Schriftgelehrtentum erklärte es für die

Digitized by Google

Pflicht des Mannes, der achtzehn Jahre alt geworden sei, zu heiraten. Die altrömische Gesetzgebung suchte ebenfalls das Heiraten auf mehrfache Weise zu fördern. Die älteste Maßregel dieser Art bestand in einer Hagestolzensteuer. Sie wurde unter Camillus 365 vor Christo eingeführt. Wie hoch sie sich belief, darüber ist uns keine Nachricht erhalten, wohl aber ist bekannt, daß sie mit größter Strenge eingetrieben wurde. Die Zensoren hatten gegen die Junggesellen energisch einzuschreiten, weil sie sich gegen die nationale Sitte vergingen.

Die weitgehendsten Gesetzesvorschriften zur Förderung der Ehe wußte jedoch Kaiser Augustus durchzusetzen. Nach dieser Augusteischen Ehegesetzgebung, der berühmten „Lex Julia et Papia Poppaea" sollten unter anderem Männer von fünfundzwanzig bis sechzig, Frauen von zwanzig bis fünfzig Jahren unbedingt verheiratet sein. Wer durch Tod oder durch Scheidung die Ehehälfte verliert, sollte unbedingt wieder heiraten, wobei Witwen höchstens zwei, Geschiedene anderthalb Jahre lang unvermählt bleiben durften. Unverheiratete konnten das, was ihnen jemand vererbt hatte, überhaupt gar nicht, kinderlose Eheleute ein solches Legat nur zur Hälfte erwerben. Die letzteren konnten voneinander nur ein Zehntel ihres Vermögens erben. Fehlte es überhaupt in solchen Fällen an Erben mit Kindern, so trat der Staat als Erbe ein. Die Väter waren verpflichtet, ihren Töchtern eine Mitgift zu geben. Behinderten sie die Eheschließung der Kinder, so schritt die Obrigkeit ein. Welcher Bürger in Rom drei, in Italien vier, in den Provinzen fünf lebende Kinder hatte, war von den persönlichen öffentlichen Lasten frei.

In Frankreich hatte sich zur Zeit Colberts jeder, der sich vor dem zwanzigsten Jahre verheiratete, bis zum fünfundzwanzigsten Jahre völliger Steuerfreiheit zu erfreuen. Ähnliche Bestimmungen gab es in Savoyen und Spanien. In diesem Lande war ein Ritter vom Kriegsdienst befreit, solange seine Gattin krank daniederlag; ein Jahr lang nach geschlossener Ehe brauchte man keine Kriegssteuer zu zahlen. In Rußland erschien 1607 ein Gesetz, nach dem der Leibherr seine männlichen Hörigen bis zum zwanzigsten, seine weiblichen bis zum achtzehnten

Digitized by Google

Lebensjahr zu verheiraten hatte; verging er sich gegen dieses Gesetz, so konnten seine Leibeigenen die Freilassung verlangen. In der Pfalz, in Hannover und in Braunschweig fiel bei dem Tode eines Hagestolzen dessen Nachlaß an den Fiskus, nicht an die Verwandten. Eine brandenburgische Bauernordnung vom Jahre 1683 verpönt geradezu die ledigen Leute; mit dem zwanzigsten Lebensjahre sollten die Knechte auf den Dörfern heiraten. 1722 wird diese Vorschrift von neuem erlassen, das heiratspflichtige Alter dabei auf fünfundzwanzig Jahre festgesetzt.

Der merkwürdigste Rechtssatz jedoch war der, daß einem zum Tode Verurteilten das Leben geschenkt und ihm jede Strafe erlassen werden sollte, sobald sich jemand erbot, ihn zu heiraten. Ein solcher Fall ereignete sich noch im Jahre 1725 in der Schweiz. Dort sollte ein wegen Landstreicherei und wiederholten Diebstahls zum Tode verurteiltes Mädchen durch Henkershand sterben, als ein Gerbergesell aus Schwaben sie zu ehelichen sich erbot. Er habe sie zwar nie vorher gesehen oder gesprochen, das Mitleid jedoch habe seinen Entschluß bestimmt. Auch habe seinen Großvater eine Witwe dadurch am Leben erhalten, daß sie ihn, als er schon unter dem Galgen stand, geheiratet habe; und Glück und Segen habe auf ihrer Verbindung geruht. Das Schwyzer Malefizgericht nahm den Heiratsantrag freundlich auf, und das seltene Paar wurde auf der Stelle getraut. D. C.

Meinetwegen sollen's stürmen! — Im Dreißigjährigen Kriege forderte der Befehlshaber eines schwedischen Armeekorps den Kommandanten einer böhmischen Festung auf, sich zu ergeben, mit der Drohung, daß, wenn es zum Sturmangriff käme, er „das Kind im Mutterleibe nicht schonen würde".

Der Kommandant erwiderte: „Meinetwegen sollen's stürmen! Ich hob' ka Kind in Leib und Soldaten meinige g'wiß auch nit." A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Theodor Freund in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Auch Bücher dienen dem Vaterlande!

In Wehr und Waffen. Ein Buch von Deutschlands Heer und Flotte.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **Hans Delbrück**, Gen.-Lt. z. D. **Frhr. v. Dincklage-Campe**, General-Major z. D. **v. Ditfurth**, Oberst-Lt. z. D. **Frobenius**, Major **v. Heydebreck**, Optm. a. D. **v. Kleist**, Gen.-Arzt z. D. **Körting**, Gen. d. Inf. u. Direktor der Kriegsakademie **Frhr. v. Manteuffel**, General der Infanterie z. D. **v. Pfaff**, Gen.-Lt. z. D. **Rohne**, Korv.-Kap. im Reichsmarineamt **v. Schönberg**, Major a. D. **Schwabe** herausgegeben von den Gen.-Lts. z. D. **v. Caemmerer** u. **Baron v. Frdenne**. 480 Seiten Text mit 510 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen. **In Prachtband 30 Mark.**

Ein groß und vornehm angelegtes Werk, das verdient, ein rechtes Volksbuch zu werden. Verbürgen die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter die Gediegenheit des Werkes, so dienen nicht minder die charakteristischen Abbildungen im Texte, wie auch besondere Kunstblätter dazu, das Unternehmen zu einem erstklassigen erstehen zu lassen. Dabei sind die einzelnen Abschnitte in leichtfaßlicher, klarer, belehrender und zugleich unterhaltender Darstellung verfaßt. Wir kennen noch kein so stattlich angelegtes Buch von Deutschlands Heer und Flotte, wie das vorliegende; es wird auch ohne besondere Empfehlung aus eigener Kraft seinen Weg machen in alle Schichten unseres Volkes. ... Der Preis, um dies schließlich noch hervorzuheben, ist angesichts des Gebotenen ungewöhnlich wohlfeil. (Neue Preuß. [Kreuz-] Ztg., Berlin.)

Illustr. Geschichte des Krieges 1870/71. Jubiläums-Ausgabe.

Mit 318 Illustrationen, 14 Karten und Plänen im Text, 5 Kunstbeilagen und 4 Extrakarten. In elegantem Ganzleinenband 9 Mark 50 Pf.

Die erste Ausgabe dieser Kriegsgeschichte ist noch während der Kriegsereignisse selbst entstanden und hat damals durch die Frische und Lebendigkeit der Darstellung und durch die große Mannigfaltigkeit des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden. Wie diese Ausgabe, so bietet auch die neue, anläßlich der 25jährigen Gedenkfeier des Feldzuges 1870/71 als Jubiläumsgabe veranstaltete, nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Tatsachen, sondern vereinigt alle Vorzüge in sich, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Ist aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so ist anderseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert worden, so daß unsere Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet hat, das gewiß ein allbeliebtes Haus- und Familienbuch bildet.

Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Kulturgeschichtlich geschildert von **Johannes Scherr**. Sechste Auflage. Neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von **Hans Prutz**. XII und 490 Seiten Text mit 375 Abbildungen und 50 Extra-Kunstblättern. In **Prachtband 20 Mark.**

In dieser neuen, durchweg mit zeitgemäß ausgeführtem Bilderschmuck versehenen Ausgabe von Johannes Scherrs berühmter „Germania" bieten wir dem deutschen Volke ein Werk von hoher geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung, das von der gesamten Presse mit Beifall aufgenommen wurde.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Das **volkstümlichste** und **verbreitetste** Werk über den gegenwärtigen Krieg ist die

Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15

Soeben erschien **der erste Band;** er enthält

508 Seiten Text mit 562 Abbildungen, ferner 22 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 3 große zweifarbige Kartenbeilagen sowie 34 Karten und Pläne, einen Kriegskalender und eine Flottentabelle.

Gebunden in Leinen-Prachtband mit 16farb. Titel- und Rückenaufdruck nach einem künstler. Entwurf von Prof. Anton Hoffmann.

Preis 10 Mark.

Eine fortlaufende Zeitgeschichte aller wichtigen Kriegsbegebenheiten, bestimmt, die Ereignisse der jetzt über uns aufgegangenen großen Zeit in Wort und Bild dauernd festzuhalten. **Ein Hausbuch,** das über die Ursachen und den Verlauf des uns aufgedrungenen Kampfes in abgeklärter Art berichtet, Wertloses beiseite läßt und das Bedeutungsvolle und Bleibende vereinigt, ein vaterländisches Werk **für alt und jung, hoch und niedrig, für die Gegenwart und die Zukunft.**

Das Werk enthält neben der fortlaufenden Kriegsgeschichte:

Beiträge namhafter Mitarbeiter aus dem Heere, der Marine, den Kreisen der Wissenschaft und Technik, Berichte von den Kriegsschauplätzen, Briefe von Mitkämpfern, kriegswissenschaftliche Mitteilungen aller Art über Bewaffnung, Transport, Verpflegung, Kriegsaussichten usw.

Die **Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15** kann auch in wöchentlichen Heften zum Preise von **25 Pfennig** bezogen werden.

Man beachte genau den Titel des Werkes und verlange ausdrücklich **„Kriegsgeschichte Union".**

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Stanford University Libraries
3 6105 012 133 091

W
L
b
in Funktion se
das Haar fällt
die Firma und v
lyse.) Der Pr
E

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Union Deu

Rot

Romar

Georg Hartn
Gegenwart.
Leben und sch
kräftig zu b

Haus Bicken
elegant ge
Willst du det
Geheftet 3
4 Mark.
Wär' ich ge
Geheftet
5 Mark.
Das Rätsel
4 Mark,
Der blaue
Geheftet
5 Mark.
Wenn du
Geheftet
5 Mark.

Drei G
Marg. G
von Me
Geheftet
gebunden

Die Rom
erfreuen sich
heit. Herr
das unzweif
Verfasserin

Digitized by Google

Digitized by Google